Mittermaier



Die

Gräfin von Seeburg,

oder:

Die Rettung durch den Sohn.

Eine Geschichte

aus den Zeiten des Mittelalters

für die

reifere Jugend und deren Freunde

von

Ludwig Mittermaier.

Zweite verbesserte Auflage.

Mit einem Stahlstich.

Regensburg, 1875.

Volks- und Jugendschriften-Verlag.

[G. Manz.]

Vorwort.

Die Vorzeit ist von einem theils mehr theils weniger dichten Schleier umhüllt, aber eben dieses geheimnißvolle Dunkel, das die Begebenheiten derselben umschwebt, gewährt diesen einen eigenthümlichen Reiz und steigert unser Verlangen, sie kennen zu lernen, denn es fesselt mehr als irgend Etwas unsere Theilnahme, einen Greis die Erlebnisse seines Erdenwallens erzählen zu hören, oder ein Buch zu lesen, welches uns die alten Zeiten und ihre Begebenheiten vorführt.

Eine dieser Begebenheiten erzähle ich hier den freundlichen Lesern nach einem alten Buche, indem ich ihr ein neues Kleid gab, mich aber sorgfältigst bestrebte, den romantischen Kern derselben getreu wieder zu geben.

Dabei ist diese Erzählung für Christen jeden Alters geschrieben, die sich gerne auf eine solche Weise unterhalten, daß sie ihre Herzen zum Lobe und zur Liebe Gottes anfeuern, und die eine Lectüre

lieben, die den Lesern nützlich — nützlich für Erde und Himmel, bildend für Dies- und Jenseits ist.

Möge sie diesen ihren Zweck nicht allein bei der jüngeren christlichen Lesewelt, sondern auch bei der reiferen, deren Geschmack durch geist- und sittenlose Romane noch nicht verdorben ist, erreichen, und sie nicht allein unterhalten, sondern auch belehren! Dies ist der sehnlichste Wunsch

des Verfassers.

Erstes Kapitel.

Vor dem Abschiede.

Die Sonne neigte sich ihrem Untergange zu, und das Meer glänzte weithin in den Purpurgluten des scheidenden Tagesgestirnes. Der Himmel war rein und wolkenlos und versprach eine schöne Sommernacht. Vögel flatterten um die Thürme einer stattlichen Burg, welche unfern des Meeres auf einer ausgedehnten Anhöhe majestätisch prangte, und deren ganzes Aeußere zu sagen schien: Ich bin die Königin der Gegend.

Stille war's in dem Schlosse; nur in dem südlichen Theile desselben lärmte es in der Werkstätte des Huf- und Waffenschmiedes, der eifrig beschäftigt war, eine beträchtliche Menge von zerbrochenen Rüstungen, Helmen und Schwertern auszubessern, und Knappen trugen ihm dienstfertig immer wieder neue zu, die seine Vorsorge höchst nöthig hatten.

Störte dieses einigermaßen die abendliche Ruhe auf der einen Seite des Schloßgebäudes, so war es auf der andern desto stiller. Ein weitläufiger Garten, den große Alleen von Linden durchschnitten, die im leisen Windhauche ihren angenehmen Blüthenduft weithin ergossen, begrenzte

dort das Schloß gar anmuthig. An einer Stelle, wo man eine weite Aussicht nach dem Meere und den das Ufer begrenzenden Wäldern genoß, saß eine junge Frau in einfacher Tracht, die, sinnend den Kopf in die Hand gestützt, in die Gegend schaute. Vor ihr lag auf einem steinernen Tische ein großes offenes Buch, das auf Pergamentblättern gar schön gemalte Bilder enthielt, und in welchem die Frau wohl gerade gelesen haben mochte.

Mit einem leisen Seufzer erhob sie sich von ihrem Sitze, schaute noch einen Augenblick auf die reizende Gegend hinaus, nahm dann das Buch und machte sich zum Gehen fertig, indem sie sprach: „Ach Gott, wo doch heute mein Gemahl wieder so lange bleiben mag? Er versprach mir doch heute Morgens, als er sich zu Pferde setzte und die Jagdhörner zum Abschiede bliesen, ich sollte deren freudigen Gruß wieder vernehmen, ehe die Sonne hinter jenen Inseln verschwunden wäre. Doch schon lange ist dieses geschehen, und der Theuere kehrt noch nicht zurück; möge der gute Gott verhütet haben, daß ihm irgend ein Unheil begegnet ist.“

Kaum hatte sie die letzten Worte gesprochen, als sich in der Ferne der Gesang einer kräftigen Männerstimme hören ließ, die zwischen den Linden immer näher und näher kommend, folgendes Jägerlied sang:

Hubertus ritt mit Speer und Hund,
Zu jagen Hirsch und Reh,
Die Wälder aus, die Wälder ein
Zum spiegelhellen See.
Wie schallt so laut das stille Thal
Von Ruf und Hörnerklang,
Jetzt springt gehetzt der weiße Hirsch
Vom hohen Felsenhang.

Das Jagen ist Huberti Lust,
Er jagt und jagt ihm nach,
Und jagen möcht er für und für
Bis an den letzten Tag.
Es geht bergauf und geht bergab
Vorbei die steile Wand,
Bis in der engen Felsenkluft
Der Hirsch gefangen stand.

Hubertus zielt mit scharfem Speer
Recht nach des Hirsches Brust,
Da sinket ihm die starke Hand,
Da bricht die wilde Lust;
Denn hell vom Haupt des Thieres blinkt
Zu ihm ein Kreuzesbild,
Und schickt ihm einen Pfeil ins Herz,
Und macht das wilde mild.

Hubertus beugt sich vor dem Herrn,
Die Jagdlust ist gestillt,
Die Ewigkeit, die Seligkeit
Ist nun sein einzig Wild.
Ein Jäger Gottes ward er da,
Geehrt im Himmelreich,
Drum fromme Jäger ruft ihn an,
Er betet dort für euch."

— Das Lied war verklungen. Die junge Frau hatte es mit sichtbarem Vergnügen angehört und blickte sich jetzt nach dem Sänger um, der im Augenblick auch aus dem Schatten der Lindenallee trat und sie freundlich begrüßend fragte, ob sie den Tag vergnügt zugebracht habe.

„Mir verging der Tag sehr angenehm," entgegnete die Gefragte; „ich führte unser liebes Söhnlein Heinrich

in den Garten, und seine Gespräche voll kindlichen Frohsinns und Herzlichkeit unterhielten mich auf das Beste. Später, da er über Müdigkeit klagte, brachte ich ihn zu Bette, und ich, Deiner Ankunft harrend, las noch in diesem heiligen Buche, wo die frommen Sagen heiliger, gottseliger Männer und Frauen aufgezeichnet sind. — Ich bin sehr erfreut, Dich gesund und heiter von der Jagd zurückkehren zu sehen, die des Gefährlichen so Vieles hat. Ich will zwar nicht wünschen, daß Du wie der fromme Jäger Hubertus die Jagd gänzlich meidest, würde Gott aber danken, wenn du Dich weniger häufig diesem Vergnügen überließest."

Eine leichte Wolke des Unmuths trat auf des Mannes sonnenverbranntes Angesicht. „Das verstehst Du nicht, liebe Hilda!" sprach er, „mir ist's einmal nicht wohl zu Hause in den dumpfigen Stuben. Wie ist es doch viel schöner in dem grünen, sonnigen Wald. O Waldesduft, könnte ich mein ganzes Leben hindurch dich einathmen! Dann könnte ich erst sagen, es ist ein Leben voll der Freude und der Lust gewesen. — Doch jetzt ist es für eine Zeitlang aus mit diesem meinem Lieblingsvergnügen, denn eine ernstere Beschäftigung nimmt mich nun in Anspruch. Mich trafen auf der Jagd im Walde Abgesandte unsers gnädigen Herzogs; ich sprach sie und sandte sie sodann hierher auf das Schloß; sind sie eingetroffen und hast Du sie gehörig bewirthet, wie es unserer bekannten Gastfreundschaft angemessen ist?"

„Die Gesandten kamen," erwiederte die Frau, „und sie wurden geziemend bewirthet. Mir ahnet jedoch, sie haben eben keine Botschaft gebracht, welche mein Herz erfreuen könnte, denn wenn schon ihr wildes Aussehen erschreckte, so erschreckten die Befehle, welche sie in Deinem

Namen Deinen Knappen ertheilten, mein Herz noch mehr und jagten mir grenzenloses Entsetzen ein."

Lächelnd erwiederte der Mann: „Du meinst damit gewiß die Aufträge, daß meine Knappen ihre Waffen in Bereitschaft halten sollen. Tröste Dich, theures Weib, und erschrecke nicht zu sehr über die Nachricht, die ich Dir mitzutheilen habe. Die feindlichen Dänen sind wieder mit ihren Raubschiffen an der Küste erschienen, und wo sie das Ufer betreten, dahin bringen sie Raub und Mord, und den friedlichen Wohnungen der Landleute, die sich nicht vertheidigen können, die Brandfackel und die Sklaverei. Nicht länger soll dieses gottlose Treiben währen; meine Boten sind abgegangen; alle meine Lehensleute, meine Ritter, Knappen und Vasallen werden sich morgen mit dem Früheſten im Schloßhofe versammeln, um gegen die Dänen zu ziehen, und lange sollen sie noch ihres Raubzuges gedenken, und ihre Kinder sollen das Liedlein wieder singen, wie vor sechs Jahren, wo ich das Raubgesindel schon einmal von unserm Lande verscheuchte:

„Der Markgraf, der Gerold,
Ist nicht den Dänen hold!
Und wo er kommt mit seinem Schwert,
Da sinken Alle todt zur Erd!""

Er schwieg, auch die Frau sagte erst nach einiger Zeit: „Wohl verwundet die Nachricht mein Herz sehr, daß Du schon wieder ausziehen und Dich auf's Neue der Gefahr preisgeben mußt. Wahre Dich, Du guter Markgraf, daß es Dir nicht gehe, wie Deinem Namensheiligen, dem Markgrafen Gerold, dem ein Pfeil der Heiden das fromme Herz durchbohrte. Mein Jammer würde grenzenlos sein! Ich eine verlassene Wittwe, Dein Söhnlein ein

Waise, würden wir schutz- und schirmlos allein stehen auf dieser Welt, denn ich bin ja fremd in diesem Lande."

„Aengstige Dich nicht mit leeren Befürchtungen!" sprach der Mann. — „Kommt das Unheil wirklich, dann ist es wahrlich immer früh genug da, und dann mögen die Thränen immerhin rinnen und des Jammers Wehklage erschallen. Aber jetzt lächelt das heitere, farbenfrische Leben mir noch, und der Heidenpfeil, der mir das Leben rauben soll, ist noch nicht geschärft, und wenn auch, so wird mein mailändisch Panzerhemd seine tödtliche Wirkung wohl unschädlich machen. Mir sagt meines Herzens Ahnung, ich werde gesund wieder kehren und mein Jagdhorn wird noch oft schmetternd in meinen Wäldern wiedertönen. Und sollte wirklich in Gottes unerforschtem Rathschlusse mein Tod beschlossen sein, nun so folge ich bereitwillig dem Rufe meines himmlischen Vaters, obwohl ich gerne noch länger auf der schönen Erde gelebt hätte, bei Dir, theure Hilda, und bei unserm lieben Söhnchen Heinrich, ihn erziehend zu einem tapfern und frommen Rittersmanne."

Die Frau hatte die Hände gefaltet und blickte andächtig gegen Himmel, so daß sie fast wie eines der Steinbilder anzusehen war, die man heutzutage noch in den Kreuzgängen alter Dome auf den Gräbern frommer Rittersfrauen erblickt.

Ihr Gemahl aber ergriff ihren Arm und sprach: „Komm, Hilda! das längere Weilen im Garten könnte Deiner Gesundheit schädlich werden, denn es ist spät geworden; schon hebt sich die Mondesscheibe purpurroth im Osten, der Nachtthau sinkt, und man hört nur mehr das Gezirpe einer einsamen Grille."

Die Beiden, die jetzt dem Schlosse zuwandelten,

waren, wie der Leser wohl schon gemerkt haben wird, die Besitzer des Schlosses. Markgraf Gerold war ein Mann von großer Herzensgüte, die nur durch einen Schatten gedunkelt wurde, und dieser Schatten war einerseits ein großer Jähzorn, in welchem er oft gegen alle Grundsätze der Vernunft handelte, andererseits eine übertriebene Strenge des Gemüthes, welches mit Eigensinn an einmal vorgefaßten Meinungen hing und oft die besten Vorsätze und Pläne zu guten und erhabenen christlichen Werken zu nichte machte.

Gerolds Macht und Herrschaft war sehr weit ausgedehnt. Er war nach dem Herzog der Erste im Lande, und eine Menge Ritter und Diener gehorchten seinen Befehlen, und zwar mit Freuden im Kriege wie im Frieden. Weit berühmt war sein Ruf als Krieger, den zu bewähren er häufig Gelegenheit hatte, da die Obliegenheit eines Markgrafen es mit sich brachte, die Grenzen des Landes gegen jeden feindlichen Angriff auf eigene Faust zu vertheidigen, oder wenn der Andrang der Feinde gar zu groß war, sie wenigstens so lange aufzuhalten, bis von dem Fürsten des Landes Hilfe und Unterstützung kam.

Vor mehreren Jahren war Graf Gerold in Angelegenheiten seines Herzogs nach dem Lande der Sachsen gesandt worden; hier hatte er ein tugendhaftes Fräulein aus dem alten und edlen Hause der Sonnenberg kennen gelernt, Hilda, die eben so schön als sittsam und bescheiden war. Im Kloster zu Gandersheim war sie erzogen worden, der Liebling der frommen Aebtissin Hadumod, welche eine Tochter des Herzogs Liudolfs von Sachsen war. Hingerissen von ihrer Tugend und ihrem Körperreiz warb Gerold um Hilda's Hand, obwohl es ihm sein jüngerer Bruder Gerhard auf das Ernstlichste widerrieth, und führte

sie, als sie ihn mit ihrer Zusage beglückte, frohlockend in sein heimisches Land, wo er an ihrer Seite ein glückliches Leben führte!

Ein Kind, ein Knabe, verdoppelte durch seine Geburt das Glück ihrer Ehe, welcher nun nichts mehr zur Vollkommenheit abzugehen schien. Schien, sagen wir, denn wo ist wohl auf Erden ein Glück vollkommen? Wo viel Licht ist, ist viel Schatten, und oftmals geschieht es, daß das Licht erlischt und die grause Dunkelheit im Leben herrscht, die nur noch von einem schwachen, schwachen Lichtlein erhellt wird, als wolle das Lichtlein den schwachen Glauben der Menschen an Gottes Liebe und Güte vorstellen.

Gerhard, der Bruder des Markgrafen, war ein rauher, finsterer Mann, voll Ehrgeiz und Habsucht. Beständig wurmte es ihn, daß er nicht der Erstgeborene und so die Herrschaft an den älteren Bruder Gerold gekommen war. Er hätte sich zwar recht gut mit seinem Erbtheile, einem prächtigen Ritterschlosse, begnügen können, jedoch wo findet man, daß ein Habsüchtiger je, so lange die Welt steht, genug der Erdengüter gehabt hat? In früheren Jahren hatte Markgraf Gerold eine große Abneigung gegen die Ehe gezeigt, was seinen Bruder mit innerer Freude erfüllt hatte; „denn“, dachte er, „stirbt der Bruder kinderlos, so bin ich sein natürlicher Erbe.“ Wie ein Blitz aus heiterm Himmel traf ihn daher seines Bruders Entschluß, sich zu vermählen, und noch größer war seine Wuth, als Gerold aller seinen Abmahnungen ungeachtet diesen Entschluß ausführte.

So sah denn der tückische Gerhard alle seine Entwürfe und Hoffnungen vereitelt. „Doch Geduld“, dachte er, „ich werde schon noch Gelegenheit finden, das fremde Weib, — so nannte er seines Bruders Gemahlin, — zu

verderben und mich selbst aus meiner jetzigen Niedrigkeit emporzuschwingen.“ Wohlweislich verhüllte er aber stets solche Gedanken tief in seinem Herzen. Er schmeichelte Jedermann, am meisten aber Derjenigen, die er am meisten haßte, seiner Schwägerin Hilda, und wußte sich so sehr zu verstellen, daß sein Bruder, als er jetzt wieder in's Feld ziehen mußte, ihn zum Schirmherrn von Schloß und Land, Weib und Kind, während seiner Abwesenheit zu ernennen beschloß. —

In der Nacht, die auf den Abend folgte, an welchem wir den Markgrafen und seine Frau im Garten des Schlosses verlassen, ging es in diesem sehr unruhig zu. Große Feuer waren im geräumigen Schloßhofe angezündet worden, und bärtige Gestalten geharnischter Kriegsleute bewegten sich um dieselben, während Andere auf Haufen Stroh lagerten und ihre Waffen bei jeder Bewegung rasselten, die einer der wackern Krieger im Halbschlummer machte. — Von Zeit zu Zeit erscholl in hellen Klängen das Horn des Wächters auf dem Thurme, anzeigend, daß wieder neue Schaaren der Freunde vor dem Thore harrten und Einlaß begehrten, worauf dann die Zugbrücke herniedergelassen wurde und dieselbe bald von den dumpfen Tritten geharnischter Männer und dem Stampfen der Rosseshufe wiederhallte.

Der große Bankettsaal war erleuchtet; dort empfing des Markgrafen Bruder, der noch am späten Abend eingetroffen war, die ankommenden Ritter in des Bruders Namen, der sich inzwischen, von den Beschwerden der heutigen Jagd sehr ermüdet, durch den Schlaf auf die Mühseligkeiten, welche die nächsten Tage voraussichtlich brachten, zu stärken suchte.

Gar munter ging es im Bankettsaale zu; da klangen

die mit Wein gefüllten Humpen aneinander, da tranken die Ritter auf glücklichen Ausgang ihres Unternehmens, wie auf guten Anfang; da erschollen Schlachtlieder, die Dänen wurden wenigstens mit Worten in tausend Stücke gehauen, und die Beute schon im Voraus unter die rüstigen Zecher vertheilt.

Mitternacht war längst vorüber, als das Horn des Wächters in dumpfen Tönen vom Thurme dröhnte. Erschreckt durch dieses Zeichen von Ueberfall, Mord und Brand, sprangen die Ritter vom Trinkgelage auf und ihre Augen suchten nach den abgelegten Schwertern. Gerhard aber, der gleich beim ersten Lärm die Halle verlassen, kehrte schon wieder zurück und beruhigte sie, indem er ihnen meldete, man sehe in einiger Entfernung ein Dorf brennen, welches vermuthlich die räuberischen Dänen in Brand gesteckt, und beifügte, diese zögen sich eben dadurch die Rache auf den Nacken, weil man jetzt doch wüßte, wo man sie morgen suchen müsse.

Die Ritter waren an die Fenster geeilt. Dunkle Röthe überzog den tiefblauen Nachthimmel und spiegelte sich im wellenschlagenden Meere ab. In weiter Ferne wurde der rothe Lichtschein immer greller und greller, man sah dort die aufsteigende Flamme und meinte zwischen den brennenden Hütten die Gestalten ihrer verzweifelten Bewohner zu sehen, die sich mit der letzten Kraft gegen ihre grimmigen, blutdürstigen Feinde zu vertheidigen suchten. Doch mochte dieses wohl nur Einbildung sein, da die Entfernung allzugroß war, um dergleichen Einzelheiten zu erblicken.

Die Knappen und Kriegsleute im Schloßhofe hatten sich in Gruppen gesammelt, und blickten ebenfalls nach dem Schauplatze des Schreckens hin, sich in Muthmaßungen

über den Ort erschöpfend, den das Unglück betroffen und sich den lebhaftesten Sorgen um Freunde und Verwandte überlassend, die sie in jener Gegend haben mochten.

Inzwischen fing es im Osten allmählig zu grauen an, — es wurde Tag und mit den ersten Strahlen der Morgensonne bliesen die Schlachthörner der versammelten Krieger ihre gellend stürmischen Weisen, die Rosse wurden gesattelt und Alles bereitete sich zum endlichen Abzuge vor.

Der Graf trat in den Saal, wo sich die Ritter befanden; er war völlig geharnischt, jedoch ohne Schwert und Helm; beides trugen ihm zwei Edelknaben nach. Er trug keine anderen Waffen, als seinen reichverzierten Dolch an der Seite, und an seinem Arm führte er festlich geschmückt seine trauernde Gemahlin.

Als er eintrat, erhoben sich Alle von ihren Sitzen und begrüßten ihn mit lautem Jubelgeschrei. Er aber winkte mit der Hand zur Stille und begann dann folgendermaßen:

„Dank Euch, biedere Ritter und Vasallen, für die Eile, mit der Ihr Euch auf meinen Befehl gewappnet und zum Heerzug gerüstet hier eingefunden habt. Nicht unbekannt wird Euch die Ursache dieses Rufes sein. Der Heiden Macht ist wiederum thätig, ihre Waffen sind blank, sie drohen den Christen Verderben, und wo dieses geschieht, da ziemt es sich für christliche Ritter und Herren nicht, von hoher Burg theilnahmlos herabzuschauen auf die Noth des armen Volkes, das nichts dem grimmigen Feinde entgegenstellen kann, als eine tapfere, aber nackte Faust. — Wir ziehen muthig und vertrauensvoll aus, streiten wir doch in Gottes Namen, streiten wir doch für unterdrückte Unschuld, und kann uns in einem solchen Streite der Sieg entgehen? Nimmermehr! freudig umgürte ich für die

gute Sache mein Schwert, freudig ziehe ich es und rufe: „Verderben über die schändlichen Räuber und Mörder, die blutdürstigen Dänen!“

Begeistert rissen die Ritter ihre Schwerter aus den Scheiden, und gelobten ihrem Führer, dem tapfern Markgrafen Gerold, zu folgen bis zum letzten Athemzuge. —

„Wir ziehen zum Siege,“ fuhr der Graf fort, „denn lebend oder todt siegen wir. Da es aber sein könnte, daß ich als Sieger todt auf dem Schlachtfelde bliebe, so empfehle ich, theurer Bruder Gerhard, für diesen Fall Dir meine innigstgeliebte Gemahlin und meinen unmündigen Sohn an; sei ihnen um Deines Bruders willen ein getreuer Schirmer und Schützer. Ich übergebe Dir für die Dauer meiner Abwesenheit diese meine feste Burg zur treuen Hut; meine Burgleute, welche zurückbleiben, werden Dir gehorchen, als ob Du ihr Gebieter wärest, und auch mein Weib wird Dir in allen billigen Dingen zu gehorsamen wissen. — Nun leb wohl, theures Weib!“ Der Graf küßte hierauf seine Gemahlin und den kleinen Heinrich, den man herbeigebracht hatte, und der in kindlicher Heiterkeit durchaus den Vater begleiten wollte und erst seinen Ungestüm mäßigte, als die Mutter unter Thränen lächelnd ihn fragte, ob er denn nicht bei ihr bleiben wollte, da sie ja jetzt ganz einsam und verlassen sei. Der Knabe schlug die Hände klatschend zusammen, und sagte: „Ja, liebes Mütterlein, wenn Du allein bleiben mußt, werde ich Dich nicht verlassen, ich werde mir ein großes Schwert holen und bei Dir bleiben und Jedem den Kopf abhauen, der Dir etwas zu Leide thun will!“

Laut jubelten die Anwesenden alle über den kriegerischen Geist ihres künftigen Herrn; Markgraf Gerold aber drückte noch einmal der Gemahlin die Hand und schritt

dann die Wendeltreppe hinunter in den Schloßhof, wo er mit lautem Jubel empfangen wurde.

Mit freudigem Wiehern empfing den Herrn sein pechschwarzes, prächtig gesatteltes und gezäumtes Streitroß, das zwei Knappen mit vieler Mühe an den silberbeschlagenen Zügeln hielten, die mit Schaum bedeckt waren. Die Ritter sprangen, des Grafen Beispiel nachahmend, Alle zu Pferde, die Zugbrücke fiel, das Thor wurde geöffnet, und unter den Tönen ihrer kriegerischen Musik zog Schaar um Schaar aus dem Hofe über die Brücke den Schloßberg hinab.

Voran schritten die Schaaren des Fußvolkes in Pickelhauben und Harnischen, lange Spieße und Hellebarden tragend, wohlbewaffnet mit dem kurzen Schwert und dem Dolche, Gottes Gnade genannt, weil man mit demselben dem verwundet dahin gestreckten Feinde den letzten Stoß zu geben pflegte. Dann kamen die reisigen Knappen zu Pferde, größtentheils Edelknechte, wohlbewaffnet und geharnischt, ein kecker, lebensfroher Menschenschlag in der Blüthe der Jugendjahre, durch Jagd und Turnier zu jederlei Anstrengung vorbereitet. Den Schluß bildete der Graf selbst, umgeben von seinen Rittern, von Kopf bis zu Fuß geharnischt, die langen zweihändigen Schwerter über die rechte Achsel hängend, in der Hand den langen Speer und am Sattelbecken die wuchtige, schwere, eiserne Streitaxt.

Es war ein wunderschöner Morgen, und die Strahlen der Sonne blitzten auf der Harnischpracht der Ritter. Die Knappen bliesen auf ihren Hifthörnern des Grafen Waffenlied, und die Banner und Lanzenfähnlein schwammen lustig flatternd im Morgenwinde, der kühlend wehte.

Der letzte Haufen hatte das Burgthor hinter sich; die Brücke wurde aufgezogen, die Thore verschlossen und

die Klänge der Hörner verloren sich allmählig. Hilda mit ihrem Sohne Heinrich stand auf der Zinne der Burg und blickte dem Zuge nach, den ihr Auge von diesem erhabenen Standpunkte aus weit verfolgen konnte. Jetzt ziehen sie über eine Brücke, jetzt birgt das kleine Wäldchen ihre Schaaren, jetzt tauchen sie aus dem Waldesdunkel wieder auf, aber nun entzieht der hohe Berg im Hintergrunde Zug um Zug ihren Blicken, sie sind verschwunden und unheimliche Stille füllt die einsame Morgenlandschaft, die jetzt nur noch von muntern Vögeln belebt scheint.

Hilda wollte in den Garten gehen und dort einige Heilkräuter pflücken, um aus ihnen einen heilsamen Trank für Einen der Knechte zu bereiten, der krank darnieder lag; doch sie erblickte ihren Schwager Gerhard bereits dort und hatte nun durchaus keine Lust mehr, ihr Vorhaben in Ausführung zu bringen. — Im Kloster Gandersheim hatte sie von der vielerfahrenen Aebtissin manche Wissenschaft gelernt, denn im aufgeklärten Sachsen waren namentlich die Klöster zur damaligen Zeit der Sitz einer höhern Kultur, als den gewöhnlichen Laien zu Theil wurde. Namentlich die Heilkunde war fast ganz in den Händen der Nonnen und Mönche, welche darin oft Außerordentliches leisteten. Auch Hilda that sich hierin ungemein hervor, und freute sich im Anfange ihres Ehestandes sehr, bei der tiefen Unwissenheit, die an ihrem gegenwärtigen Aufenthalte in dieser Beziehung herrschte, überall helfen und retten zu können. Doch sie mußte sich hierin arg getäuscht sehen. Unwissenheit und Aberglauben sind stets mit einander verbunden, und kaum hatte sie einige Kuren glücklich vollendet, als ihr Gemahl ihr dergleichen ein für allemal untersagte, da die Leute anfingen, sie für eine Zauberin zu halten, die den Menschen wohl am Leibe

nützlich sei, aber nur, um der Seele desto mehr Schaden zu bringen.

Hilda entsagte ungern ihrer nützlichen Kunst, konnte sich aber nicht enthalten, doch hier und da einmal dieselbe in Anwendung zu bringen, obwohl sie dadurch fast immer ein gefährliches Gewitter über ihr Haupt herniederzog, denn selbst der Graf theilte den Aberglauben des gemeinen Volkes und sprach oft:

„Gott sendet Krankheiten; nur ihm steht es zu, uns von denselben wieder zu befreien. Dieses zu versuchen, wäre also Empörung gegen seinen göttlichen Willen, und es soll daher von mir und meinem Hause fern bleiben durch alle Zeiten."

Wohl versuchte es Hilda oft, ihn von dem Ungrund dieser Meinung zu überzeugen, aber es war stets vergeblich, und sie mußte mit Schmerz einsehen, daß es unmöglich sei, gegen angeborne mit dem Menschen aufgewachsene Vorurtheile zu streiten.

So hütete sie sich denn auch jetzt in den Garten zu gehen, so lange Gerhard sich darin befand und sie beobachten konnte. — Sie brachte nun Heinrich, der indessen eingeschlafen war zu Bett, und verfügte sich in die Schloßkapelle, um dort andächtig ihr Morgengebet zu beten, Gott all ihr Thun und Lassen den ganzen Tag über aufzuopfern.

Zweites Kapitel.

In der Burg des Herzogs.

Wie schön ist nicht die Erde, der Schauplatz des menschlichen Lebens und Webens, so wunderschön, daß tausend Jahre darin gelebt nur wie der Nachmittag eines schönen Sommertages erscheint. Doch damit die Menschen ihren zeitweiligen Aufenthalt nicht zu lieb gewinnen, daß sie sich an ihre ewige Heimat, den Himmel, erinnern möchten, sandte Gott Krankheit und Tod.

Und die Krankheit schreitet daher und der Tod folgt, und wo die beiden ihre Spuren zurücklassen, da schallen die Grabesglocken und das Wehklagen der Ueberlebenden. Und unaufhörlich schallt das Todtengeläute, und keine Minute vergeht, wo nicht die Menschen dutzendweise den Tribut des Lebens mit dem Leben selbst an den Tod entrichten.

Tod und Krankheit sind überall zu Hause; sie treten in den Prunkpalast und in die strohbedeckten Wohnungen der Armuth; — so war es vor Jahrtausenden, so ist es noch jetzt, so wird es sein und bleiben, so lange das Weltall seine Bahnen zieht, bewacht von Gottes Vaterauge.

Herzog Thilo hatte seinem Markgrafen den Befehl ertheilt, die Dänen zu bekämpfen, und der Markgraf war gehorsam dem Befehl des mächtigen Gebieters. Aber der mächtige Gebieter selbst lag im Innern seiner herzoglichen Burg auf dem Krankenlager, und schwer und hart peinigte ihn die Krankheit mit namenloser Folter.

Der Arzt hatte die Diener alle fortgeschickt, und der Kranke war allein in seinem Gemache. Der Arzt befand sich im Vorzimmer und jammerte und verzweifelte fast. Er zerraufte sich das Haar und die Kleider und wimmerte: „O mein Ruben, mein Jakob!“ so werde ich euch nicht mehr lebend sehen auf dieser Welt, nicht mehr sehen, bis der Todesengel mich hinruft vor den Thron Jehova's, des Allgerechten, und seine Richtersprüche erschallen werden im Thal Josaphat! O die schändlichen Christen, die euch ermordet haben, ihr schwarzgelockten Knaben mit den sanften Gazellenaugen, die ihr gewiß Lichter geworden wäret unsers Glaubens, Lichter in unserer verlassenen Synagoge!“

Der Arzt war ein Jude. Mit beispielloser Grausamkeit wurde dieses Volk von den Christen im ganzen Mittelalter verfolgt, gepeinigt und gequält. Mord und Todtschlag an einem Juden verübt, galt nicht nur für keine Sünde, sondern sogar für ein gottgefälliges Werk, das verdienstlich und dem Herrn angenehm wäre, dem Herrn, der durch den Mund seines göttlichen Sohnes gesprochen hatte: „Liebe deinen Nächsten!“ — Die beiden Söhne des Judenarztes waren in der Frühe des Tages durch die Höfe des herzoglichen Schlosses gewandelt. Sie kamen bis dahin, wo die Geschirre der Pferde von Stallknechten geputzt und gereinigt wurden. Niemand war eben anwesend und mit kindischer Lust betasteten sie das glänzende Riemenwerk, die silbernen und stählernen Buckeln und Platten.

Die Diener, die sich einen Augenblick entfernt hatten, kehrten in demselben Augenblicke zurück, und in dem Wahne, die beiden Judenknaben wollten Etwas stehlen, mißhandelten sie die zarten Knaben so, daß der Eine todt blieb, der

Andere aber wenige Stunden hernach in den Armen seines trostlosen Vaters verschied.

„Die Christen haben die Mutter ermordet," jammerte der Jude, „und jetzt auch die Knaben; ach warum mußte ich nun allein zurückbleiben auf diesem Schreckensorte? Aber wahret Euch Christen, ich will mich rächen, ja der verachtete Jude wird Rache finden. Glaubt Ihr denn, wir wären Lämmer, deren Blut harmlos und ungerecht vergossen werden darf? Hat denn ein Jude nicht auch Leidenschaften, nicht Gliedmaßen, Empfindungen und Sinne wie Ihr selbst? O ich fühle, fühle den Schmerz, und lange und grausam soll meine Rache sein!"

In den Aeußerungen seiner Gefühle wurde er durch den Leibknappen des Herzogs unterbrochen, der ihn zu seinem Gebieter beschied. Die Krankheit desselben hatte sich vermehrt und er klagte über heftiges Jucken am ganzen Körper. Der Jude trocknete mit dem Zipfel seines Kleides seine thränenfeuchten Augen und untersuchte aufmerksam die Haut des Kranken, dann entfernte er den Leibknappen durch ein Zeichen.

Sobald dieser abgegangen war, zerriß der Jude sein Kleid und rief: „Wehe! Wehe Dir, o Herzog, denn der Aussatz hat Dich ergriffen, der Aussatz, gegen welchen es keine, gar keine Hilfe gibt. Der Aussatz, der schreckliche Aussatz! — Und es werden sich Mann und Weib von Dir abwenden, und wie angenehm die Welt Dir vorher war, so unerträglich wird sie Dir von jetzt an werden, und wie den geschlagenen Hiob wird Dich Niemand mehr ansehen, Dir Niemand mehr gehorchen wollen!"

Und als der Herzog das hörte, war es ihm, als hörte er den Donner der Gerichtsposaunen erschallen; sein Muth sank, all' der Honig seines Lebens ward ihm zur

Galle, eine schwarze Wolke bedeckte den Glanz seiner Lebenssonne und ein harter Donnerschlag zerstörte ihm seinen Freudenhimmel. Alles irdische Glück mußte er nun verlassen, und er verwünschte den Tag, an welchem er das Licht der Welt erblickt hatte.

„Jude!“ rief er, „hilf mir Jude, ich will Dich unermeßlich reich machen! Deine Nation steht ja im Rufe, daß sie das Geld über Alles liebt. Hilf mir aus Dankbarkeit, denn ich entriß Dich dem Scheiterhaufen, auf welchem meine Leute Dich verbrennen wollten, weil Du Einem derselben seine Krankheit vertrieben. Hilf Jude, ich will Dich zum Ritter, zum Grafen, zum Herrn über Burgen und Land machen.“

Der Jude hatte Mühe, seine Thränen zurückzuhalten, denn er dachte: „Was nützt mich aller Reichthum, sind ja meine Kinder nicht mehr am Leben, und wem sollte ich das edle Metall hinterlassen? Ach, ich habe Niemand, Niemand mehr auf der Welt.“

„Ach Herr,“ sprach er laut, „ich würde Euch gerne heilen, wenn ich nur könnte. Was hilft Euch das Bieten von Gold und Silber und Macht, wenn ich die Wissenschaft nicht besitze, Euch zu helfen. Es gibt nur ein Mittel, Euch wieder zur Gesundheit zu verhelfen, doch ist das Mittel allzu gräßlich und fürchterlich und die Anwendung desselben eine zu große Sünde, als daß ich dasselbe auch nur auszusprechen wagte, und ich würde den Tod verdienen, wenn ich Euch dieses Mittel empfehlen wollte.“

„Verfluchter Jude!“ schrie der Herzog, den die Krankheit noch ungeduldiger gemacht hatte, als er es von Natur aus schon war; „was kümmert mich Alles, was Du da schwatzest! — Wisse, wenn Du mir nicht hilfst, nach-

dem Du selbst gestanden, daß Du helfen kannst, dann werde ich Dir Glied um Glied von Deinem verfluchten Körper schneiden lassen, und Du sollst den Tod tausendmal schmecken, zur gerechten Strafe dafür, mich auch nur einen Augenblick in dieser höllischen Krankheit liegen gelassen zu haben."

Der Jude war auf die Kniee niedergefallen und flehte: „Ach Herr! verschont mich, ich will Euch ja gerne das Mittel nennen, obwohl ich nicht glauben kann, daß Ihr es gebrauchen werdet, denn wißt, es gilt kein Judenleben, sondern das Leben eines Menschen, eines Christen!"

Der Herzog stutzte einen Augenblick, doch nur einen Augenblick, in dem nächsten sprach er schon: „Nun es gilt, ein Leben ist viel, sehr viel; obwohl ich in Schlachten das Blut oft schonungslos wie Wasser vergossen ohne Mitleiden und ohne Reue, so habe ich doch noch nie mit kaltem Blute Jemand umbringen lassen oder etwa gar selbst umgebracht. Doch besser ist's, es stirbt Einer, als daß das ganze Vaterland leidet, denn sicher brächen nach meinem Tode die fürchterlichsten Bürgerkriege aus; darum Jude wende Dein Mittel getrost an, ich will es Dir schon verschaffen!"

„So wisset denn," sprach der Jude, „wenn Ihr anders Eure scheußliche Krankheit verlieren und wieder zur vollkommenen Gesundheit gelangen wollt, ist es nöthig, daß Ihr Euch entschließet, in dem Blute eines jungen und gesunden Kindes zu baden; denn hoch und theuer versichere ich Euch, daß Nichts in der Welt so kräftig gegen die Fäulniß ist, mit der Euer Blut angesteckt ist und die sich durch diese bläulichen Geschwüre kund gibt, als das frische Blut eines Kindes. Nur muß man diesem äußern Mittel mit einer Zugabe nachhelfen, die auch die innere

Wurzel der Krankheit hebt und vernichtet. Es muß nämlich auch das Herz des Kindes ganz warm und roh, wie es aus dem Leibe genommen wird, verzehrt werden."

Der Herzog, der in seinem verzweifelten Zustande Muth genug fühlte, auch das Entsetzlichste zu unternehmen, empfand dennoch ein ungeheures Grauen über diesen allerdings fürchterlichen Vorschlag. Aber was thut Liebe zur Gesundheit und Hoffnung eines längern Lebens nicht? Er entschloß sich also, das schreckliche Mittel zu gebrauchen, und sprach zu sich selbst, um sein Gewissen zu beruhigen: „Was liegt auch am Leben eines Kindes? Es kann vielleicht ohnehin bald sterben; denn stirbt nicht die Hälfte der Kinder, bevor sie noch ein Dutzend Jahre alt geworden sind? Ich kann ja die Eltern des armen Geschöpfes reich machen, und alle, auch ihre begehrlichsten Wünsche erfüllen. Und am Ende liegt an dem Leben eines großen Herzogs doch mehr, als an dem eines kleinen Kindes von namenlosen Eltern geboren, dessen Leben unbekannt und unberühmt verfließen würde."

Aber wie wenn der Jude seine Gedanken errathen hätte, sprach derselbe: „Glaubet aber nicht Herr Herzog! daß das Kind von armen Leuten abstammen dürfe. Nein, es muß von hohen, ja fürstlichen Eltern geboren sein, und von väterlicher und mütterlicher Seite eine lange Reihe von Ahnen aufzuweisen haben; denn sonst wird nicht nur das Mittel Nichts helfen, sondern das Uebel sich auch im höchsten Grade verschlimmern und zwar auf eine Weise, daß gar keine Hilfe mehr möglich ist."

Der Herzog erschrack auf's Neue, es schien ihm ein ungeheurer Unterschied zwischen dem Kinde eines Vornehmen und eines Armen, und er bedachte sich lange Zeit, bis sein Blick auf die Geschwüre seines Leibes fiel, da sprach

er: „Noth bricht Eisen, warum soll sie nicht auch rechtfertigen können, was nicht recht ist!“

Sein Entschluß war also gefaßt, und er gab dem Juden den Auftrag, nach einem Kinde zu forschen, das den Absichten, die sie mit demselben vorhatten, entspreche, und es ihm sodann zu melden, damit sie sich über die Mittel berathen könnten, dasselbe in ihre Gewalt zu bekommen. Der Jude entfernte sich hierauf und verfügte sich in sein Wohnzimmer, wo er sich traurig zu den Leichen seiner Söhne setzte und in den Klageliedern des Jeremias las.

Ein ungeduldiges Klopfen an der Thüre seines Gemaches unterbrach ihn in seinen Gedanken. Unwillig schloß der Jude das Buch und murmelte eine hebräische Verwünschung vor sich hin. „Tretet ein in das Gemach der Trauer!“ sprach er mit lauter Stimme, als zum zweiten Male geklopft wurde, „seid mir gegrüßt, so Ihr im Frieden kommt.“

„Ja, ich komme im Frieden,“ sagte der Eintretende, „und bringe Dir Geld, viel Geld, Jude, und so werde ich wohl immer willkommen bei Dir sein. Ihr Juden liebt ja das Geld, als ob Ihr damit den Himmel auf Erden erkaufen könntet.“

Der Ankömmling mochte nicht älter als ungefähr dreißig Jahre sein. Er trug eine schlechte Bauernkleidung, aber es schien, als ob er nicht in diese Kleidung gehöre und sich nur Jemand unter ihr verbergen wolle. Dieses hatte auch der jüdische Arzt Isaak sogleich bemerkt; sein Benehmen wurde kriechend demüthig, besonders als er einen Blick unter die weit in die Stirn gepreßte, mit Fuchspelz reich verbrämte Mütze des Angekommenen geworfen hatte.

„Gnädiger Herr!“ sprach er, „in was kann Euch Euer geringster Knecht einen Dienst erweisen? Befehlt, und ich stehe mit Freuden zu Euren Diensten. Was führt Euch hieher? Gebietet, — Leben, Gut und Blut stehen zu Euren Diensten, denn oft habe ich Euch schon gedient und stets habt Ihr mich fürstlich belohnt!“

„Verfluchter Jude,“ murmelte der anscheinende Bauer, „ich bin nur ein schlichter Landmann, der freilich etwas Gut und Gold besitzt, aber durchaus das Recht nicht hat, aus Deinem ungewaschenen Munde mit „gnädiger Herr“ angeredet zu werden.“

„Verzeiht!“ sagte der Jude, „ich wußte nicht, daß Ihr heute nicht erkannt sein wollt; doch steckt Euch in zehn Verkleidungen, mein gutes Auge wird Euch dennoch herausfinden. Nun, was steht Euch zu Diensten?“

Als sich nun der Verkleidete von dem Juden erkannt sah, sagte er lachend: „Nun wenn Du mich denn mit Gewalt erkennen willst, so sei es drum; ja ich bin der Burgherr von Falkenhorst. Du willst wissen, womit Du mir helfen kannst? Gut, hast Du Gift, Jude, starkes Gift?“ —

„Gift!“ wiederholte langsam und gedehnt der Jude, als ob er jeden einzelnen Buchstaben des Wortes abwägen wolle, und schüttelte langsam und feierlich den Kopf.

„Nun ja Gift,“ schrie der Ritter von Falkenhorst, „hörst Du denn nicht, was ich sagte. Gift, eine Substanz, die, wenn man sie genommen, etwas Bauchgrimmen macht, dann aber das Leben schnell aus dem Leibe treibt. — Hast Du dergleichen nicht in Deinen hundert Schachteln, Gläsern und Büchsen?“

Er blickte bei diesen Worten aufmerksam in dem Zimmer umher, in welchem es allerdings sonderbar aussah. Die Wände waren von oben bis unten mit Gestellen

bedeckt, die mit allerlei Behältnissen angefüllt waren. Schlangen waren in Gläsern aufbewahrt, und auf einem der Gestelle stand ein großes Krokodil und starrte mit Glasaugen den Beschauer an. Von der Decke hing eine einfache Lampe herab, und fast mochte man wünschen, daß ihr Docht angezündet wäre, so finster war es im Gemach, das sein einziges Licht nur durch ein großes Bogenfenster erhielt, welches in der ungeheuer dicken Mauer angebracht war. Der Jude hatte sich so gestellt, daß er von dem Schatten eines großen Pfeilers fast ganz verdeckt wurde, die ganze Fülle des Lichtes jedoch auf seinen Besuch fiel.

„Nun ja Gift! ich weiß hinlänglich was Gift ist,“ sprach der Jude, „aber eher wollte ich Geifer des wüthendsten Hundes verschlucken, welcher allgemein für das schärfste und schrecklichste aller Gifte gehalten wird, als Euch, dem unwissenden Laien, dergleichen anzuvertrauen, ohne zu wissen, wozu Ihr die Substanz etwa zu verwenden gedenkt; denn muß nicht am Ende der arme Jude die Ursache des schlimmen Ausganges sein und dafür büßen?“

„O Du Vorsichtigster aller Hebräer!“ sagte der Ritter, „Du bist die Krone aller schelmischen Juden. Weil Du denn gar so vorwitzig bist, will ich Dir sagen, wozu Du mir eigentlich Gift schaffen solltest. Kennst Du ein altes Schloß? Da tönt es in den Nächten Treppe auf, Trepp ab, durch Kammer, Säle und Gemächer zieht sich ein Lärm, als hielte das wüthende Heer seinen gespenstischen Umzug, und doch wenn man die Sache näher betrachtet, was ist die Ursache dieses Lärmens? Ach nicht viel — nur vierfüßige Thiere, — keine Schweine, Jude, — nein, Ratten, Ratten sind es, die den Teufelslärm verursachen, und den Spuk soll Dein Gift bannen. Gib also her, und Du sollst schweres Gold dafür erhalten. Sage

mir auch, in welchem Zeitraume es seine Wirkung thut, und welche Speise ich mit dem Gifte spicken soll, und ob die Ratten wohl nach ihrem Tode fürchterlich aussehen und dergleichen mehr."

Der Jude wurde sehr bleich. Er bedachte sich einen Augenblick, trat dann zu einem Schrank, zog aus seinem Gürtel einen Schlüssel, öffnete damit und dann mit einem zweiten Schlüssel einen zweiten Schrank, nahm aus demselben eine kleine Büchse, die ein weißes glänzendes Pulver enthielt, schüttete ein wenig davon auf Pergament und sagte dann zum Ritter: „Hier wäre hinlänglich Gift, um die Ratten von zwölf Schlössern zu vergiften; doch wo habt Ihr das Gold dafür? Das Pülverchen ist theuer, ist gewachsen auf dem hohen Gebirge Libanon, ist in dunkler Mitternachtstunde gegraben worden und über das Meer hergebracht von dem Aaron von Balsara, meinem Vetter."

„Nun hier ist Eure Bezahlung!" sagte der Ritter, kurz abbrechend, und legte einen schweren Beutel voll Geld auf den Tisch. Der Jude nahm den Beutel, und nachdem er mit der Hand hineingefahren und von dessen Inhalt befriedigende Ueberzeugung erlangt hatte, sprach der Ritter mit einem leisen Seufzer: „So, Ihr habt das Gold und ich das Gift. Wäre es nur auch schon angewendet und zwar mit Erfolg!"

„Es wird Erfolg haben, dafür stehe ich, so wahr ich ein ehrlicher Jude bin," lächelte tückisch der Judenarzt. „Glaubt mir, wer das Leben aufhalten kann, wenn es fast schon dem Tode verfallen ist, kann es auch abkürzen, so daß das schönste und blühendste in der kürzesten Frist bleich und welk ist und bald im Grabe fault. Doch wenn ich nicht irre, seufztet Ihr vorhin? — Wie? Dauern Euch etwa die Ratten, die garstigen, greulichen Thiere mit den

dicken Köpfen und röthlichen Ohren und kahlen Schwänzen? Pah! wer wird solches Ungeziefer bedauern; freilich wird es Euch ein wenig theuer zu stehen kommen, sie abzuschaffen; doch wenn sie fort sind, wird Euer Herz auch wieder fröhlich werden!"

Er beobachtete bei diesen Worten den Ritter scharf und gewahrte, daß derselbe am ganzen Leibe wie ein Espenlaub im Sturme zitterte.

„Ja!" fuhr er mit lauter Stimme fort, die er jedoch im Laufe der Rede allmählig zu einem leisen Flüstern herabstimmte, „ja, hat das Gift seine Wirkung gethan an der Schwägerin und ihrem Sprößling, dann wird wohl der Tod den Grafen von seinem Gram befreien. Dann, Glück auf! Gerhard von Falkenhorst ist dann Markgraf, und wird den armen Juden auch nicht vergessen, der ihm den Pfad geebnet zu seiner Größe. Er wird ihn mit reichen Spenden bedenken und ihm vielleicht ein sonniges Plätzlein anweisen in einer seiner zahlreichen Burgen, wo er seine Tage in Ruhe beschließen kann, denn auf Erden hat er doch keine Freude mehr, seit ihm die Christen seinen Ruben und Jakob ermordet haben."

Seltsam war die Wirkung, die diese Worte auf den Ritter von Falkenhorst hervorbrachten: es war, als ob eine giftige Schlange ihn gebissen hätte. Leichenbläße überzog sein Gesicht; sie ging aber verschwindend vorüber, um der Glutröthe des Zornes zu weichen.

„Verfluchter Jude!" rief er aus, und griff mit grimmfunkelnden Augen nach seiner Seite, um das Schwert zu ziehen, ohne zu bedenken, daß er keines an der Seite trug. „Glaubst Du mich höhnen zu dürfen? Gemach! wenn ich auch kein Schwert an der Seite trage, so sollst

Du doch erfahren, daß ich Stärke genug besitze, Dir mit diesem Stuhle das Haupt zu zerschmettern!"

Und rasch erhob er den Stuhl und in schnellem Wirbel ihn drehend drohte er dem Juden, der rasch aus seinem Busen einen kleinen Dolch zog und rief: „Um Euer selbst willen, edler Herr, flehe ich Euch an, mich nicht zu verletzen; denn wenn ich Euch mit diesem Dolche nur eine Wunde von der Größe eines Stecknadelstiches beibringe, werdet Ihr nimmermehr dieses Gemach verlassen, das Ihr so uneingeladener Weise betreten habt." Als er sah, daß diese Worte Eindruck auf den Ritter machten, und dieser den Stuhl ruhig wieder hinsetzte, fuhr er fort: „Ihr habt Gift von mir gefordert, und ich erfüllte Euren Wunsch; Ihr seid im Besitze desselben, doch glaubt mir, es wäre besser, Ihr gäbet es mir wieder zurück, als daß Ihr es in Anwendung bringt; denn wenn Ihr hier Eure Leidenschaften sowenig unterdrücken konntet, wie werdet Ihr es im Stande sein, wenn Eure Schwägerin und Euer blühende Neffe kalt und starr, als Leichen, von den Wirkungen des Giftes ganz blau, vor Euch liegen!"

Der Ritter verhüllte sich entsetzt das Gesicht, und es entstand eine lange Pause; dann zog der Ritter von Falkenhorst das Pergament mit seinem gefährlichen Inhalte wieder heraus und gab es ihm zurück. „Hier hast Du Dein Gift wieder," sprach er, „gib mir dafür einen Rath, wie ich mich der Beiden ohne Gift entledigen kann, und Du sollst von meiner Freigebigkeit die glänzendsten Beweise erhalten."

„So hatte ich doch nicht Unrecht mit Dem, was ich sagte," rief der Jude, über seinen eigenen Scharfsinn nicht wenig erfreut; „sprecht, wie alt ist Euer kleiner Neffe, dieser Dorn in Eurem Auge, Herr Ritter?"

„Ich glaube vier oder gegen fünf Jahre, doch was thut dieses zur Sache?" fragte der Ritter.

„O Vieles," versetzte der Jude; „dieses Alter ist gerade recht. So wißt denn, unser mächtiger Gebieter, der Herzog, ist von der Hand Jehova's mit Aussatz heimgesucht worden. Da ist schwer zu helfen, und nur ein einziges Mittel vermag es, dieses aber fast gewiß, — ein Bad nämlich unter gewissen Ceremonien und mit gewissen Zuthaten aus dem Blute eines Knaben bereitet. Daß das hiezu gebrauchte Kind sterben muß, versteht sich von selbst. Dazu möchte sich nun Euer Neffe trefflich eignen."

„Nein, nein!" rief schaudernd der Ritter. „Für's Erste ist mir doch mein Neffe zu lieb, als daß ich ihn zu solch einer grausamen Todesart bestimmen möchte, und zweitens könnte die Sache entdeckt werden, und der Ritter von Falkenhorst müßte dann dafür büßen."

„Hört weiter," fuhr der Jude fort; „ich brauche zu der Kur des Herzogs gerade so ein Knäblein, wie Euer Neffe ist. Schmerz wird es ihm nicht im Geringsten machen; aber Euer Gift hätte ihm ja den Tod wohl hundertmal gebracht. Der Herzog gab mir Befehl, einen tauglichen Knaben aufzusuchen; er wird frohlocken, wenn wir endlich einen solchen gefunden haben, denn wißt, derselbe muß von altem Adel und erlauchtem Stamme sein, und gerne wird Euch der Herzog für das ihm gebrachte Opfer beglücken mit dem Sonnenschimmer seiner Gnade."

„Gut," rief der Ritter entschlossen, „wann wollt Ihr den Buben? — Aber wie entledige ich mich seiner Mutter?" setzte er unschlüssig fragend hinzu.

Der Jude schwieg einen Augenblick nachdenkend; dann sprach er: „Sagt mir, ist es so wie ich einmal hörte, daß sie sich früher viel mit Heilung der Krankheiten, mit vielen

geheimen Studien abgab? Ich glaube, ihr Ruhm erscholl sogar bis zu den Versammlungen der Weisesten meines Volkes."

„Allerdings ist es so," versetzte der Ritter, „doch wie soll mich dies von ihr befreien können?"

„Wenn ihr Gemahl ihre Wunderkuren auch verabscheut," sagte der Jude, „so dürft Ihr Euere Schwägerin nur veranlassen, irgend einen Kranken zu heilen; wenn Ihr dann Eurem Bruder die Nachricht gehörig beibringt, zweifle ich nicht, daß er sie, mit Schmach und Schande bedeckt, aus dem Schlosse entfernt."

„Ihr habt Recht," entgegnete der Ritter, „ich bin Eurem Scharfsinn vielen Dank schuldig. Sagt mir nur noch, wohin ich den Buben bringen soll, und dann wird Alles in Richtigkeit kommen. Freilich muß es recht bald geschehen, denn sonst kommt mein Bruder aus dem Felde wieder nach Hause und dies würde meiner Absicht sehr hinderlich sein."

Der Jude ergriff den Ritter am Aermel und führte ihn an das Fenster, durch welches man weit in die Landschaft hinaus sah. „Seht Ihr dort die Spitze jenes Waldes?" fragte er. „In der Nähe von drei hohen Tannen steht dort ein steinernes Kreuz, welches zur Erinnerung an einen Brudermord gesetzt ist. Dorthin laßt mir morgen um die siebente Abendstunde den Jungen bringen, damit ich ihn in Empfang nehme.

„Damit die Sache geheim bleibe, wäre es mir freilich lieber gewesen, wenn Ihr den Knaben selbst dorthin gebracht hättet, allein es ist nothwendig, daß Ihr auf dem Schlosse Eures Bruders anwesend seid, damit auch nicht der leiseste Verdacht auf Euch fallen möge." —

„Ihr habt Recht," sprach der Ritter. „Ich werde

Euch den zuverlässigsten meiner Mannen schicken, einen Burschen; der dem Teufel dienen würde, wenn es ihm auch nur eine Kleinigkeit eintrüge. Gehabt Euch wohl, ich muß jetzt zu Pferde, und wahrlich, mein Grauschimmel muß ausgreifen, als wollte er den Weg meilenweis verschlingen, damit ich zur rechten Zeit noch auf meines Bruders Burg bin, ehe meine Abwesenheit Aufsehen erregt. Die guten Leute glauben mich auf der Jagd, und wohl gilt es einem edlen Wild! Hurrah!"

Mit der Zunge schnalzend, schritt er über die Thürschwelle, ohne den Juden weiter eines Blickes zu würdigen.

Dieser aber spuckte verächtlich aus und sagte: „Die Christen verfluchen uns und sprechen von einem bösen Menschen: er ist schlecht wie ein Jude. O, wie unrecht ist dies! Wo ist der Jude, der also mit seinen Glaubensgenossen, mit seinen nächsten Blutsfreunden verfahren würde, wie dieser Christ mit den seinigen? O warum, Jehova! hast Du schon lange nicht mehr die Schleußen Deines Himmels geöffnet, und diese gottlose Welt in den Strömen Deines Grimmes ersäufet! Doch Du bist ein treuer und starker Gott, und hältst die Gelöbnisse, die Du gethan dem Noah, daß Deine Wasser nimmer verwüsten sollen diese Erde, die Dein Fußschemel ist, Jehova, der Du, nur von uns armen Sprößlingen Abrahams Dein Antlitz der Gnaden abgewandt hast!"

Wieder trat er zu seinen todten Söhnen, nahm die Decke von ihren Leichen und weinte lange; dann legte er die Hand auf ihre Häupter und sprach: „Lebt wohl, ihr Guten! die ihr mich nie betrübt, so lange ihr auf Erden gewandelt; möge die Erde euch leicht sein und eure Auferstehung schön! — Blutige Todtenopfer sollen euch fallen! Ach, warum kann ich eure Mörder nicht strafen? — Nun

gleichviel, sind sie doch auch Christen, von der verhaßten Brut, die Gott vertilgen möge. Aber ihr sollt gerächt werden, gerächt durch den Tod eines Christenknaben und die Verzweiflung seines Vaters und seiner Mutter! — Doch wird mir das alles Trost bringen? Ach wehe! ich habe Niemand mehr auf Erden und bleibe allein, allein mit meinem Schmerz und mit meiner glühendheißen Rache!"

Er verhüllte die Leichen wieder und wankte händeringend aus dem Gemache.

Drittes Kapitel.

Das Unglück schreitet schnell.

In friedlicher Ruhe flossen der Markgräfin Hilda die Tage dahin. Theils mit häuslichen Arbeiten beschäftigt, theils mit der Erziehung ihres Heinrich, — dessen jugendliches Gemüth sie durch beständige Hinweisungen auf den Schöpfer und Geber alles Guten bildete, brachte sie ihre Zeit auf eine Gott gefällige Weise zu.

In den ersten Tagen nach dem Abzuge ihres Gemahls hatte sie besorgt, vielleicht auch auf längere Zeit öfters mit ihrem Schwager, den sie fürchtete, allein sein zu müssen; doch er mied sie sichtbar, und kaum hatte sie ihn in Zeit von acht Tagen mehr als zweimal gesehen.

Sie zwang sich oft, gegen ihn freundlich zu sein, denn sie fürchtete Gott zu beleidigen, wenn sie ihn hassen würde, da Gott ja befohlen, alle Menschen zu lieben, und sie strengte sich oft an, ihm Beweise des Wohlwollens zu

geben; leider mußte sie aber sehen, daß er ihre Freundlichkeit mit Kälte aufnahm und sich bei jeder Gelegenheit befliß, sie zu kränken und ihr Herz auf die mannigfaltigste Art zu verletzen.

Sie gedachte oft wehmüthig der Tage ihrer Jugend, wo sie im Kreise frommer Jungfrauen keine andere Sehnsucht in sich fühlte, als nur Gott zu dienen und täglich zuzunehmen an Weisheit und Gnade vor ihm und den Menschen. Ach, diese Tage waren längst vorüber. Sie lebte jetzt in einem fremden Lande, ohne Freunde, ohne Verwandte; Niemand war ihr geblieben, als ihr Gemahl, dessen herzliche Liebe sie jedoch für den Verlust alles Andern reichlich entschädigte. Auch dankte sie Gott Tag und Nacht für das gütige Geschenk, welches er ihr in ihrem hoffnungsvollen Söhnlein Heinrich gemacht hatte, und flehte zum himmlischen Herrscher unaufhörlich, daß er ihr die Gnade gewähren möchte, ihn zu einem Manne heranwachsen zu lassen, dem der Himmel mehr werth wäre als diese Erde.

„Nimm Du, lieber Vater über den Wolken," flehte sie oft, „mir mein einziges Kind, meinen Heinrich wieder, wenn Du siehst, daß er unter meiner Zucht ein böser Mensch wird. Nimm ihn wieder, denn es ist besser, jung zu sterben, als im Laster zu ergrauen und mit Schande in die Grube zu fahren, die nur die dunkle Pforte einer langen, langen Ewigkeit ist. Rüste mich mit allen Fähigkeiten aus, deren ich bedarf, um Heinrich Alles zu lehren, was er zu seiner zeitlichen und ewigen Wohlfahrt nöthig hat. Um dieses Alles flehe ich Dich, himmlischer Vater, um der Verdienste Deines göttlichen Sohnes willen an!"

So betete die Fromme oft, und Gott sah wohlgefällig auf sie hernieder. Mochten Leiden und Trübsale

auch auf ihren Lebensweg fallen, gleichviel! — Auch Leiden sind ja Geschenke desselben immer gütigen Gottes, der über unser Aller Schicksal gebietet und die himmlische Glorie für Alle bereit hält, die seinen Willen thun in dieser irdischen Zeitlichkeit.

Hilda saß im Kreise ihrer Dienerinnen. Alle spannen den goldenen Flachs vom Rocken, und sie erzählte soeben ihren Untergebenen eine fromme Legende.

Heinrich saß auf einem Schemel zu den Füßen der Mutter und horchte aufmerksam auf jedes der Worte, die aus ihrem beredten Munde flossen.

Plötzlich entstand ein Getümmel im Schlosse. Man lief die Stiegen auf und ab; Thüren wurden schnell aufgerissen und hastig wieder zugeschlagen, kurz es war ein räthselhaftes Treiben, das Keines sich zu deuten wußte.

Schnell ordnete Hilda Eine ihrer Mägde ab, nach der Ursache des Lärmens zu forschen, und sich der schwachen Hoffnung hingebend, daß vielleicht ihr Gemahl aus dem Streite unvermuthet zurückgekehrt sein möchte, eilte sie hastig an's Fenster und blickte auf den Schloßhof hinab. Doch hier zeigte sich keine Spur von Ankömmlingen.

Traurig wandte sie sich, um eine schöne Hoffnung ärmer, vom Fenster ab, als die abgesandte Magd wieder zurückkehrte mit dem Rufe: „Feuer, Feuer im Schlosse!“ in das Zimmer stürzte. Laut aufschreiend eilten die Dienerinnen aus dem Zimmer, um ihre Habseligkeiten zu retten; Keine dachte an ihre Gebieterin, die im ersten Schrecken schon die Flammen über sich und ihren Sohn zusammenschlagen sah und fast in Ohnmacht darnieder sank.

Bald jedoch raffte sie ihre Kräfte wieder zusammen und wollte mit dem weinenden Knaben, den sie fest umschlungen hielt aus dem Schlosse eilen. Eben öffnete sie

die Thüre, als Einer der Burgknappen eintrat und ihr sagte:

„Beruhigt Euch, gnädigste Frau, es brennt nur ein kleiner vom Hauptgebäude abgelegener Stall; das Feuer wird in wenigen Augenblicken gelöscht sein, ohne daß sich der Schaden weiter verbreitet.“

Damit eilte er wieder fort. Hilda schritt nach der Zinne des Schlosses, von wo aus sie die Stätte übersehen konnte. Es sah wohl auf den ersten Augenblick etwas gefährlich aus, und der guten Frau und ihrem Söhnchen klopfte das Herz im Leibe gar sehr. Ungeheure Rauchwolken stiegen himmelan, blutrothe Feuersäulen zuckten dazwischen und die Flammen zischten und prasselten in grauser Wuth. Doch die Löschenden hielten sich wacker, und der reichlich mit Wasser gefüllte Schloßgraben lieferte das unentbehrliche Löschmaterial in Menge. Bald stürzten die letzten der brennenden Balken nieder und der Brand war gelöscht.

Hilda gab Befehl, Wein und Brod unter die Leute auszutheilen, welche so wacker gearbeitet und weiteres Umsichgreifen des Feuers verhindert hatten. Bald darauf erschien auch ihr Schwager, und entschuldigte sich, daß er nicht früher zu ihr gekommen sei, sie zu beruhigen. Es habe ihm besser geschienen, das Schloß vor der Wuth des Feuers zu bewahren, als um einer Höflichkeit willen die ganze prächtige Burg in Gefahr zu bringen und statt derselben seinem heimkehrenden Bruder einen Schutthaufen zu überliefern.

Hilda bezeigte ihm ihre vollkommene Zufriedenheit, und er verließ sie bald wieder, nicht ohne einen grimmigen Seitenblick auf den jungen Heinrich zu werfen, der noch immer die Hand der Mutter festhielt.

Er selbst, der gottvergessene Bösewicht, Ritter Ger=

hard, war es gewesen, der das Feuer angelegt hatte. „Bald ist die prasselnde Lohe wieder gelöscht," dachte er, „aber gewiß ist die Verwirrung im Schlosse grenzenlos und Alles wird durcheinander laufen. Leicht kann ich mich dabei des Knaben bemächtigen, ohne daß seine Abwesenheit sogleich bemerkt wird; dann habe ich gewonnenes Spiel."

O wenn der Böse nur die Hälfte der Kraft, welche er anwendet, um Böses zu thun, zum Guten anwenden wollte, wahrlich, dann sähe es nicht so schlimm um die Menschheit aus. So sprach man schon oft, und so könnte man auch in Bezug auf Ritter Gerhard sprechen. Anstatt durch das Mißlingen des ersten Versuches, seinen verruchten Plan auszuführen, davon abzustehen und es als einen Wink von Gott zu betrachten, der ihn von seinem sündhaften Unternehmen abhalten wollte, fühlte er sich durch eben dieses Mißlingen nur noch mehr angespornt, es zu verfolgen; er war, so zu sagen, schon zu fest in den Schlingen des Satans, um sobald wieder sich davon losmachen zu können. Fürwahr! wer der Sünde nur ein Haar überläßt, der ist ihr ewiges Eigenthum an Leib und Seele.

Nachdem Hilda mit Heinrich die Brandstätte, wo noch dicke Rauchwolken aus dem Schutte hervorstiegen und die Luft mit ihrem stinkenden Qualm erfüllten, näher besichtiget hatte, begab sie sich in den Garten und lustwandelte mit Heinrich unter den Linden auf und ab, dem Knaben mit süßer Stimme kurze Lieder vorsingend, welche dieser mitunter auch mitsang, namentlich wenn er sie etwa schon ein paar Mal gehört hatte. —

Heinrich war übrigens sehr betrübt, als er sah, wie die schönen Blumen im Gartenbeete, das unfern von dem

Schauplatz des Brandes lag, gar jämmerlich zertreten herumlagen, und erst als ihn die Mutter tröstete, daß die Blumen schon wieder blühen würden, gab er sich zufrieden und trocknete die Thränen, die ihm über die blühenden Wangen herabträufelten.

Ein Schmetterling flog flatternd vorbei. Seine Flügel leuchteten und prangten in bunter Farbenpracht. Entzückt rief der Knabe: „O wie schön, wie schön, liebes Mütterchen, laß mich, ich will, ich muß den goldenen Vogel fangen! Ich bring ihn Dir, o wie groß wird Deine Freude sein!“

Und er riß sich los und sprang hinter dem bunten, gaukelnden Kinde des Sommers her, jeden Augenblick wähnend, den Schmetterling fangen und im Triumph zur Mutter bringen zu können. Das Thierchen flog auf den hohen Ast einer Linde, um den Honig der Blüthe üppig zu schlürfen, und der Knabe schaute hinauf mit den leuchtenden Schwarzaugen und rief dem Schmetterlinge bittend zu: „Komm kleines liebes Vögelein, laß dich fangen, ich will dir nichts zu Leide thun; nur dem lieben Mütterlein will ich dich bringen, daß sie dich auch ein bischen in der Nähe sieht und eine Freude an deinem schönen Wämslein hat.“

Doch der Schmetterling schien nichts zu hören; aber aus dem Dickicht des Gartens trat ein grimmiger Mann mit wildem bärtigen Gesichte, ergriff den Knaben und drückte ihm die Hand, um sein Schreien zu verhindern, fest auf den rosigen Mund und schleppte das erschreckte, sich vergebens sträubende Kind schnell fort, fort durch ein enges, mit Brombeergesträuche verwachsenes Pförtchen, das offen stand, und eilte dann schnell mit ihm den Schloßberg hinab. Hier stand in einem Dickicht ein Pferd, auf

dieses warf er sich mit seiner Beute und eilte im Galopp davon, als würde er von hundert Reitern verfolgt.

Heinrich entfernte sich sonst nie weit von der Seite der Mutter, und wenn dies je einmal geschah, so kehrte er in wenig Augenblicken wieder zurück. Die gute Frau überließ sich also durchaus keinen Besorgnissen, selbst als er etwas länger als gewöhnlich ausblieb; wußte sie doch, daß ein Ruf ihn wieder an ihre Seite locken würde.

Sie setzte sich auf eine Bank, ihr Lieblingsplätzchen. Gestern noch blühten am nahen Rosenstrauche ein paar der schönsten dieser schönen Blumen in üppiger Pracht, doch heute waren sie verwelkt. Unwillkürlich dachte die gute Frau bei diesem Anblicke an die Hinfälligkeit alles Irdischen, das oft von kürzerer Dauer als das Blühen einer Lilie oder Rose ist. „Und wenn auch alles Irdische vergeht," dachte sie, „wenn uns die Armuth drückt, wenn die Rosen der Freude welken, — gleichviel, wenn uns nur Gott bleibt; und er bleibt uns, wenn wir in ihm bleiben; dann läßt er ewiglich nicht von uns armen Menschen, die nur reich durch seine grenzenlose Liebe sind."

Sie erhob sich ernst gestimmt und rief ihrem Söhnchen, doch Nichts antwortete als das Echo des Schloßfelsens. Noch einmal ließ sie ihren Ruf erschallen — doch stille blieb Alles. Tödtliche Angst ergriff nun mit Eiseskälte ihr Herz, und Heere von Besorgnissen stiegen in ihr auf. Von Gebüsch zu Gebüsch eilte sie, von Gebüsch zu Gebüsch erscholl ihr Ruf: „Heinrich, Heinrich!" — doch Der, dem der Ruf galt, war nirgends, nirgends zu finden. — Ihre Füße wollten sie nicht mehr tragen, sie zitterte und war in Gefahr, umzusinken.

Sie gedachte eines Brunnens am äußersten Ende des Gartens. Wie, wenn Heinrich dort hinein gestürzt

wäre? So schnell sie laufen konnte, eilte sie dahin, gleich einem Rehe, das die Hunde verfolgen. Ihr Gewand blieb an den Dornen der Rosenbüsche hängen, sie achtete es nicht und eilte fort. In gräßlicher Angst blickte sie in den Brunnen — wie wenn sie dort die Leiche ihres heißgeliebten Kindes erblicken sollte? Sie sah sie nicht, und ein Stein fiel ihr vom Herzen, um im nächsten Augenblick noch schwerer auf ihm zu lasten.

In der heiligen Schrift steht eine Stelle, welche wie ein unendlicher Wehlaut in dem Herzen Dessen nachklingt, der sie mit Gefühl liest: „Rahel weint um ihre Kinder!" heißt die Stelle.

So stand auch Frau Hilda im Garten neben dem Brunnen, die Augen gegen Himmel gerichtet, und die Thränen flossen ihr über die Wangen herab, langsam, schwer und heiß. Thränen um den Sohn, Thränen einer Mutter um das einzige Kind! Lange stand sie so da; — endlich besann sie sich und matt und kraftlos schlich sie in das Schloß zurück. Alle erschracken, die sie so sahen; aber noch mehr erschracken Alle, als sie vernahmen, was geschehen war.

Inzwischen war es Abend geworden; doch bald leuchtete der Fackeln grelles Licht, und noch einmal wurden der Garten und die Fluren um das Schloß durchsucht; doch Schaar um Schaar kehrte zurück, und keine hatte den Gesuchten, den von der Mutter so sehnlichst Erwarteten gefunden, und auch keine Spur, wo er hingekommen sein mochte.

Das ganze Schloß war mit Jammernden und Wehklagenden erfüllt, denn Jedermann liebte den freundlichen, guten Knaben, und Alle erschöpften sich in Vermuthungen über die Ursache seines Verschwindens. Einige meinten,

ein wildes Thier, ein Bär oder ein Wolf sei über die Schloßfelsen geklettert und habe das zarte Kind getödtet und seine Leiche fortgeschleppt. An Entführung dachte Keiner der zahlreich Versammelten. Alle bedauerten die Gräfin und den Grafen, wenn derselbe aus dem Kampfe zurückkehren und das entsetzliche Unglück erfahren würde.

Hilda hatte ausgeweint, ihre Thränen waren versiegt. Starr wie eine Leiche, und auch so bleich anzusehen, saß sie auf ihrem Sitze und richtete ihre Augen bewegungslos, nur von einem leisen Zucken der Wimpern unterbrochen, nach der Thüre, und so oft Jemand eintrat, fragte sie mit matter, tonloser Stimme: „Habt ihr meinen Heinrich, meinen lieben Sohn nicht gefunden? Ach sucht ihn, sucht ihn, ich flehe Euch darum an und will Euch alle Tage meines Lebens danken. Bedenkt, es ist mein einziger Sohn, und ist er mir entrissen, wo bleibt mein Trost in der Einsamkeit, die mich umgibt?"

Aber Alle, wenn sie gleich die gute Frau mitleidsvoll zu trösten suchten, mußten gestehen, daß sie nicht wüßten, wo der Knabe hingerathen sein könnte. Sie steckten die Köpfe zusammen und murmelten leise. Mit dem scharfen Gehöre, das bei überreizten Nerven eigenthümlich zu sein pflegt, horchte die Gräfin und rief dann plötzlich in gellenden Schmerzenslauten aus:

„Ein wildes Thier soll meinen Heinrich zerrissen haben! O bringt mir sein blutiges Wams, das Ihr gefunden haben müßt; Ihr könnet sonst nicht so grausame Worte vor der Mutter aussprechen, die nicht aufhören wird, ihren Sohn zu beklagen und zu forschen nach einer Spur von ihm, sei es auch die geringste!"

Alle weinten, die sie so sprechen hörten, und ein Greis rief aus: „O gerne würde ich mein altes Leben hingeben,

könnte ich damit den jungen Markgrafen wieder zum Dasein erwecken! Was soll mir das Leben? Es ist mir bald zum Ekel geworden mit seinen ewigen Sorgen, Plagen und Kümmernissen. Aber ach! was wäre das junge Herrlein für ein gütiger Herrscher über seine Lehenleute und Unterthanen geworden! Liebte er doch Jeden und that, jetzt schon, wenn er einen Nothleidenden und Armen sah, was in seiner Macht lag, um ihm zu helfen, und theilte nicht selten sein Stückchen Kuchen vom Munde weg mit den Hungrigen."

„O schweigt, schweigt, ich flehe Euch an! Doch nein, redet weiter!" sagte sich selbst widersprechend die Markgräfin. „Jedes Eurer Worte, mit dem Ihr meines armen Kindes gedenkt, ist ein zweischneidiger Dolch für mein so wundes Herz, und doch sind diese Worte, die mich so hart verwunden, wieder kühlender, milder Balsam für mein zerrissenes Inneres."

Plötzlich ging die Thüre auf, und vier Fackelträger traten in das Gemach der Trauer. Hinter ihnen schritt an der Spitze einer Schaar Bewaffneter — Gerhard, der Bruder des Markgrafen, und sein Gesicht drückte furchtbare Entschlossenheit aus. Er war vom Kopf bis zu den Füßen schwarz geharnischt, eine schwarze Binde umschlang seinen Panzer und von seinem Helme flatterte unheilverkündend ein schwarzer Federbusch. In der Hand trug er ein bloßes Schwert.

Entsetzt fuhr die Gräfin von ihrem Sitze auf, als sie diesen schauerlichen Einzug sah. Doch als sie ihren Schwager erkannte, eilte sie ihm entgegen und sprach gar rührend:

„Nun, bester Gerhard, habt Ihr noch keine Spur von meinem Sohne, von Eurem Pathen Heinrich gefunden?

Ach, Eure Mienen verkünden mir, daß Ihr mir nichts Gutes bringt. Habt Ihr ihn vielleicht todt gefunden? Ach, so wird es wohl sein, Euer Traueranzug sagt es mir. O alle Freude wurde von mir genommen; ich stehe einsam und allein auf der Welt, denn das Liebste hat mir Gott entrissen! Doch ich muß und will mich trösten; der Name des Herrn sei gebenedeit!"

Mehrmals hatte Gerhard schon den Mund zum Sprechen geöffnet, doch es war ihm, als schnüre ihm eine unsichtbare Gewalt die Kehle zusammen; jetzt aber, nachdem er sich furchtbar angestrengt hatte, sprach er mit dumpfer, fürchterlicher Stimme:

„Weib, gib Rechenschaft von Deinen Thaten! Sprich, was hast Du mit meinem Neffen, mit Deinem Kinde, mit dem Sohne meines geliebten Bruders angefangen? Sprich, oder Du sollst mit diesem Schwert getödtet werden und Dein Name ausgetilgt aus dem Buche der Lebenden!"

Ein dumpfes Murren erhob sich in der Halle; doch die Kriegsleute, die Gerhard mitgebracht hatte, umschlossen fest ihren Gebieter. Mit Entsetzen hatte Hilda, anstatt Worte des Trostes, solche unerwartete rohe Ausbrüche vernommen aus dem Munde ihres nächsten Verwandten. Sie erhob sich mit Würde aus ihrer vom Schmerz gebeugten Haltung und sprach: „Wie, hat der Schmerz Euch den Verstand geraubt, Herr Ritter! daß Ihr es wagt, gegen die Gattin Eures Bruders, die ohnehin so unglücklich ist, in ihrem eigenen Schlosse solche Reden auszustoßen? Meint Ihr, wenn ich wüßte, wo mein Heinrich hingekommen wäre, ich würde mich so von meinem Schmerz hinreißen lassen, daß mein Leben nur mehr an einem dünnen Faden hängt? Entfernt Euch Herr Ritter! denn es ziemt weder

Euch, solche Worte gegen mich zu gebrauchen, noch mir, solche anzuhören!"

Der Ritter Gerhard war einen Augenblick von der Würde betroffen, mit der Hilda dies gesprochen, dann aber schäumte er vor Wuth und rief aus: „O Du abscheuliche Heuchlerin und gottlose Hexe! Nicht genug, daß Du meinen armen Bruder mit Liebestränken bezaubert hast, daß er für Dich in sinnverwirrender Leidenschaft das Leben ließe, hast Du jetzt gar den eigenen Sohn vielleicht getödtet, um ihn der Hölle zu opfern, damit diese Dich noch ein paar Jahre im Besitze Deiner Zaubermittel läßt! Weh Dir! das unschuldige Blut Deines Kindes schreit um Rache gegen Himmel, und ja, gerächt soll es werden an Dir, Du schändliche Mörderin!

„Knechte, auf! ergreift sie und fesselt sie mit dreifachen Ketten; werft sie in den Kerker, in welchem der Knappe Atheling, der dieses Schloß einst den Dänen verrathen wollte, des gräßlichsten Todes, des Hungertodes starb, und sorgt, daß Niemand zu ihr in den Kerker komme.

„Ich will ein Gericht niedersetzen und strenge und unpartheiisch soll dasselbe über die Hexe, über die Brandstifterin und Kindesmörderin richten, und wenn sie noch enger mit mir verwandt wäre! Packt sie, und dann fort mit ihr!"

An einem der Pfeiler der Halle hatte sich die unglückliche Markgräfin festgeklammert, um nicht umzusinken unter der Wucht der gegen sie gerichteten Vorwürfe und des von allen Seiten hereinbrechenden Elends; als aber der Ritter Gerhard geendet, sank sie völlig erschöpft, als ob sie blos der Schall seiner Schauerworte aufrecht erhalten hätte, mit einem schweren Seufzer zu Boden.

Todtenstille herrschte, nur aus der Tiefe des Gemaches drangen Laute, wie das Weinen mehrerer Menschen.

Gerhard hörte es, und zornig das Schwert erhebend, schrie er: „Stille mit Eurem Gekreische, das klingt wie das Gekrächze hungriger Raben. Wer sich nicht zufrieden gibt, soll die Hundspeitsche zu kosten bekommen und auch auf Hundsnahrung im Thurme gesetzt werden. Hat Einer von Euch Lust, dieses Schicksal zu erfahren?"

Der Greis, der vor dem Eintritte Gerhards mit der Gräfin gesprochen hatte, trat hervor und sprach mit bewegter Stimme zu dem Ritter: „Wie mögt Ihr doch so verblendet sein und das himmelschreiende Unrecht begehen, unsere edle, fromme und tugendhafte Gebieterin mit so grundlosen, grausamen und entsetzlichen Vorwürfen zu martern? Sie war uns immer ein Beispiel der erhabensten Tugenden, und Ihr brandmarket sie mit dem Schmähnamen einer Hexe, Zauberin und Brandstifterin, und, als ob des Gräßlichen noch nicht genug sei, heißt Ihr sie gar noch die Mörderin ihres eigenen Kindes! Pfui, Herr Ritter! das ist nicht ritterlich gehandelt! Ihr wollt unsere Gräfin in das Gefängniß werfen lassen, das werden wir Diener nicht zugeben, und wenn Ihr Gewalt brauchen laßt, so gehe ich stehenden Fußes zu unserm gütigen Gebieter, dem Markgrafen, und will ihm sagen, daß Alles, was Ihr unternommen habt gegen die Gräfin, ungerecht und gottvergessen ist!"

„Zieht Eure Schwerter, und haltet Eure Spieße gegen jenen Haufen vor!" herrschte der Ritter Gerhard seinen Kriegern zu; „ich will doch sehen, ob Einer dieser leibeigenen Sklaven es wagen wird, mir hindernd in den Weg zu treten und sich dadurch zum Mitschuldigen dieser verfluchten Hexe zu machen.

„Du aber, alter Graukopf, hast Dich mit Deinen Reden um das Gnadenbrod gebracht, das Du bisher hier im Schlosse genossen hast. Kurt und Hans! ergreift den alten Narren, der sich in Sachen mischt, die ihn nichts angehen, hängt ihm einen Bettelsack um seine mürben Knochen, die ihn vor Thorheit nicht schützten, gebt ihm einen Wanderstab in die zitternden Hände, führt ihn zwei Stunden weit über die Grenze der Markgrafschaft, und dann kann er laufen, wohin ihn seine Füße tragen."

Der Alte wurde fortgeführt, nachdem er Augen und Hände gegen Himmel erhoben und ihn zum Zeugen der an ihm verübten Ungerechtigkeit angerufen hatte; mit derben Stößen mit den Schwertknäufen suchten ihn die rohen Krieger zum Stillschweigen zu nöthigen, und unter lautem Wehklagen wurde er aus der Halle geführt, nachdem er noch einen langen, mitleidigen Blick auf die unglückliche Frau geworfen, die noch immer bewußtlos auf dem harten Boden lag. —

Ritter Gerhard schien der weitern Verhandlung überdrüssig zu werden, und mit einem Fluche, zu gräßlich, als daß wir unsere Feder mit demselben besudeln wollen, herrschte er den Knechten zu: „Nun ergreift sie doch endlich, — oder haben die Worte des alten Narren Euch Kopfweh gemacht? Hütet Euch! Es wäre gefährlich für Euch, wenn ich es heilen müßte. — Nun vorwärts und keinen Augenblick gezaudert!" —

Einige der Krieger, rohe, entmenschte Söldlinge, die im Kriege im unaufhörlichen Blutvergießen längst jeder menschlichen Regung bar geworden waren, traten auf Hilda zu, hoben die Bewußtlose vom Boden auf, banden ihr die Hände fest auf den Rücken und wollten sie fortschleppen.

Sie erwachte, aber nicht zum vollständigen Bewußtsein: eine wohlthätige Ohnmacht hielt noch immer ihre Sinne umnachtet, und in dieser ihrer Bewußtlosigkeit murmelte sie folgende Worte, die jedes andere Herz, als das des Bösewichts Gerhard mit Mitleid erfüllt hätten: „Heinrich süßer Knab'! hab' ich dich wieder! Ei, wie konntest du so lange ausbleiben und deine Mutter in namenlose Angst versetzen? Das darfst du mir nicht mehr thun, sonst werde ich nicht mehr mit dir beten. Was sagst du, der schöne Schmetterling habe dich verführt? Glaub's wohl, gar manchen Menschen hat der bunte Schmetterling, die Sünde, schon verführt, daß er taumelnd den Abgrund nicht sah, in den er endlich stürzte und wo er rettungslos verloren war." —

Die Kriegsknechte schleppten sie fort in den Kerker, den ihr der Ritter Gerhard bestimmt hatte. Menschlicher jedoch als ihr Gebieter, verschonten sie das unglückliche Weib mit der Last der Ketten und begnügten sich damit, nachdem sie die Bande ihrer Hände wieder gelöst hatten, die Thüre mit den gewichtigen Riegeln zu verschließen und sich sodann zu entfernen. — An der nördlichen Seite des Schlosses, rings von Wasser umgeben, dessen Schlamm fast unergründlich tief war, lag ein grauer Thurm aus lauter ungeheuer großen Quadersteinen erbaut. Nur wenige Fenster, oder vielmehr Löcher, ließen einige Lichtstrahlen in sein trauriges Innere dringen, und diese kärglichen Oeffnungen waren mit schweren, dicken Eisenstangen zwei- und dreifach vergittert. Oft hatte die Gräfin mit geheimem Grauen auf den alten Thurm gesehen, ohne sich von den Gefühlen, die ihr Herz bei dessen Anblicke ergriffen, Rechenschaft geben zu können, denn nicht die mindeste Ahnung stieg je in ihr auf, daß sie selbst

einst, eine arme, verlassene Gefangene, in jenen uralten, moosbewachsenen Mauern eingeschlossen sein werde.

Und doch war es jetzt so. In dem tiefsten der Kerker, wo das Wasser beständig von den schmutzig feuchten Wänden floß, saß und lag sie auf faulem Stroh, und kein Trost war ihr geblieben, als das Gebet, ihr Gottvertrauen und das Bewußtsein ihrer Unschuld.

Am Tage, welcher auf die Schreckensnacht folgte, die wir soeben zu beschreiben versucht haben, brachte ihr um die eilfte Stunde ein rauher Söldling ein Stück Brod, und einen Krug Wasser, und entfernte sich sogleich wieder, ohne die arme Gefangene auch nur eines Blickes zu würdigen.

So blieb es mehrere Tage. Kein Geräusch aus der Außenwelt drang in den einsamen Kerker. Endlich schien die Stunde ihrer Befreiung geschlagen zu haben. Es war in einer finstern, stürmischen Nacht; der Schlummer hatte sich niedergesenkt auf die müden Augenlider der unglücklichen Frau, als plötzlich die Thüre ihres Kerkers aufgerissen wurde, daß sie heulend in den rostigen Angeln sich drehte, und die Gräfin vom Schlafe auffuhr.

Der nämliche Knappe, der ihr gewöhnlich die kärgliche Nahrung gebracht hatte, stand vor ihr mit einer Laterne, welche er vor sich hinstellte, einen Bündel schlechter Kleider daneben legte und sprach: „Hier habt Ihr andere Kleider, Ihr müsset sie anziehen; jene aber, welche Ihr jetzt tragt, wollen sich für Euch nicht mehr geziemen, legt sie daher ab, ich werde mich indeß entfernen. Beeilt Euch jedoch, denn ich werde bald wieder zurückkehren!“

Er ging. — Beim kärglichen Schimmer der Laterne zog Hilda ihr einfaches graues Kleid aus. Sie küßte es, als sie es zusammen und bei Seite legte, und eine Thräne

fiel auf dasselbe. Ach, einst vor Jahren hatte Graf Gerold sie in diesem Kleide zum ersten Male gesehen, und vielleicht sollte sie ihn in demselben auch zum letzten Male erblickt haben. Wehmüthig legte sie das Gewand an, das der Krieger ihr gebracht hatte. — Es waren bloße Lumpen, kaum hinreichend, die Blößen des Körpers zu decken, und die arme Frau zitterte heftig, theils aus Scham, theils aber angeweht von dem kalten Nachtwinde, der gar schauerlich durch das Luftloch des Kerkers strich. —

„Seid Ihr fertig?" schallte es draußen vor der Thüre. Mit leiser Stimme bejahte es die Gräfin, und der Knappe trat wieder ein, befestigte ihr einen langen Strick um den Leib, ergriff die Laterne und den Bündel mit ihrem abgelegten Kleide und gebot ihr, ihm zu folgen, indem er ihr mit dem Tode drohte, wenn sie zu entfliehen suchen würde. —

So wanderten sie die Thurmtreppen hinan hinaus in die kalte Nachtluft, über Felsen und einsame, ungebahnte Pfade, durch Wälder und Einöden manche Stunde weit. Als sie an einen großen Fluß kamen, hob der Knappe einige große Steine auf, wickelte sie in den Bündel, der die Kleider der Gräfin enthielt, und schleuderte dann diesen weit in das Wasser hinein.

Als der Bündel in's Wasser fiel, war es der Gräfin, als seien mit den Kleidern auch alle Hoffnungen, alle Freuden ihres Lebens in eine grundlose Tiefe versenkt worden, aus welcher sie nimmermehr hervorkommen sollten. — Ihr Herz war betrübt bis in den Tod und drohte zu zerspringen unter der Last des Grams, welcher sie drückte.

Sie hoffte, daß man sie zum Tode führen werde; in diesem Gedanken fand sie Trost und folgte dem Manne,

der sie führte, ergeben, wie dem Schlächter das schuldlose Lamm, welches zur Schlachtbank geführt wird.

Sie waren weit, weit schon gegangen. Schon röthete sich im Osten der Himmel, die Strahlen der Sonne mußten bald die Leiden und Freuden der Welt bestrahlen und im Laube der Bäume sangen schon die Vögel ihr Morgenlied. Die Gräfin konnte kaum mehr vorwärts schreiten.

Der Mann, der sie führte, merkte ihre sichtbare Erschöpfung und murmelte vor sich hin: „Jetzt ist sie, glaub' ich, weit genug vom Schlosse entfernt, um den Rückweg nicht so leicht wieder zu finden. Ist mir doch selbst, dem kundigsten Jäger, der alle Waldpfade weit und breit kennt, dieser Forst ganz unbekannt. Weitab von allen menschlichen Wohnungen muß er gelegen sein, denn in sorgloser Ruhe treibt sich das Wild auf den Hügeln herum, als habe es noch nie das Gebell der Hunde vernommen und den Ton der Jagdhörner seiner grausamen Feinde. Ich will mich meines mündlichen Auftrages entledigen und dann heimkehren zum Ritter Gerhard und die Belohnung holen, die er mir versprochen!"

Hilda war unter dem Stamme einer Buche zu Boden gesunken, unfähig, die Anstrengung länger zu ertragen. Schweigend löste ihr Führer den Strick, an welchem er sie geführt hatte, und sprach:

„Mein Herr, der Ritter Gerhard, schickte einen reitenden Boten an seinen Bruder, den Markgrafen, und ließ ihm anzeigen, welcher Unthaten Ihr Euch schuldig gemacht habt, damit er Euch eine Strafe bestimme, die der Größe Eurer Verbrechen angemessen wäre. Euer Gemahl ließ entgegnen, daß er sich lossage von Euch und nichts mehr von Euch wissen wolle, und daß Der verflucht

sein solle, der es auch nur wage, Euren Namen in seiner Gegenwart zu nennen. Ihr solltet aus dem Schlosse verstoßen und Eurer nicht mehr gedacht werden. Wenn Ihr Euch auf sechs Stunden um das Schloß blicken lasset, oder gar es wagt, Euch Markgräfin zu nennen und Jemanden mitzutheilen, wer Ihr gewesen, sollt Ihr den schimpflichsten Tod erleiden!"

Und damit wandte sich der Mann und schritt in das Dickicht und war in wenig Augenblicken aus ihren Augen verschwunden. Mit starrem, trockenem Auge schaute ihm die Gräfin nach. Sie hatte keine Thräne mehr, aber ohne Thräne im Auge hätte sie wohl kein Vorübergehender ansehen können, wenn er nur noch einen Funken von Gefühl im Herzen trug. Ihre Füße waren nackt und bloß und von dem ungewohnten Gehen mit blutigen Blasen bedeckt, und ihr Haar hing in zahllosen Locken aufgelöst über die Schultern herab und bedeckte zum Theile die dürftigen Lumpen ihres Bettleranzuges. Und doch blickte Tugend und Adel der Seele aus ihrer kummervollen Miene, und Jeder, der sie in diesem Zustande gesehen, hätte geschworen, daß dieser Anzug nicht zu dem Stande passe, den sie früher innegehabt.

„Also auch meine letzte Hoffnung dahin!" seufzte die Frau, „die Hoffnung, die ich auf die Liebe und den gesunden Verstand meines Gatten setzte! So glaubt auch er also das Unglaubliche, daß eine Mutter ihr eigenes theures Kind tödten könnte? Ha! ist es denn möglich? Ach ja, es ist nur zu gewiß! Wie dieses Land finster und rauh durch seine dichten Wälder ist, so ist es auch der Geist seiner Bewohner durch Unwissenheit und Aberglauben, die auf ihm lastend seinen Aufschwung zum Lichte verhindern. Doch Unwissenheit und Aberglauben sind nicht die einzigen

Quellen meines Unglückes; auch die schwarze Bosheit ist dabei im Spiele, und ich kenne den Bogen wohl, der diesen Pfeil abgeschossen hat.

„Ritter Gerhard's Haß gegen mich und meinen Heinrich war mir seit lange kein Geheimniß mehr, doch hätte ich nimmermehr gedacht, daß ihn dieser Haß zu solcher schändlichen Handlung antreiben könnte. Vielleicht — ha, welches Licht geht mir auf! — ist mein armes Kind noch am Leben und schmachtet in einem Kerker und seufzt und ruft nach der Mutter, die Berge und Thäler von dem Geliebten trennen.

„Doch stille du armes Herz, bezähme den Schmerz, der dich beinahe wahnsinnig macht! Alles, Alles wird vorübergehen, was irdisch ist, aber die Liebe zu Gott soll meine grenzenlosen Leiden überdauern. Und so flehe ich denn zu Dir, Du starker und mächtiger Gott, verlasse mich schwaches Geschöpf nicht, unterstütze mich mit Geduld, damit ich fromm und demüthig in meinen Leiden ausharre, in den Leiden, die Du mir geschickt hast, und die ich freudig annehmen will, da Du nicht gewollt hast, daß der Kelch an mir vorübergehe, sondern daß ich ihn leere, ihn mit seiner Hefe bis auf den Boden leere!"

Mit gefalteten Händen kniete sie nieder und flehte zum Allgütigen, der über den Wolken thront. Einzelne Sonnenstrahlen fielen durch die Zweige der Eichen und Buchen auf das abgemagerte Gesicht der frommen Dulderin. Da ließ sich plötzlich ein Geräusch hinter ihrem Rücken hören, und erschrocken blickte sie auf.

Ein ungeheurer schwarzer Bär starrte sie mit den glänzenden Augen an, und die blutrothe Zunge hing ihm lechzend aus dem schäumenden Rachen. Entsetzt sprang

Hilda auf und lief athemlos über Stock und Stein, um der Bestie zu entfliehen, die in plumpen, aber raschen Sprüngen ihr nachsprang.

Sie hätte die Flucht nicht mehr lange ausgehalten, denn schon hörte sie das Schnauben des Ungeheuers hinter sich, und sie flehte zu Gott: „O Vater! in Deine Hände empfehle ich meinen Geist; o verzeihe mir meine Sünden und gib, daß meine Seele von allem Erdschmutze rein vor Deinen Thron trete, Du, allmächtiger Schöpfer des Himmels und der Erde!"

Doch wo die Noth groß ist, da ist auch die Hilfe nicht fern; dies bewährte sich auch hier. In einem Moraste wühlte ein Rudel Wildschweine, welche von Hilda aus ihrer behaglichen Ruhe aufgestört, sich grunzend erhoben und mit scharfen Hauern auf den Bären los stürzten. Dieser, erbost über diese Unterbrechung seiner Jagd, nahm die drohende Herausforderung sogleich an und ein grimmiger Streit, — wie er in den Wäldern des alten Deutschlands wohl oft vorgekommen sein mag, — erhob sich nun, der endlich, nachdem der Bär einige der Eber in seinen Umarmungen erstickt hatte, mit seinem Untergange endete.

Viertes Kapitel.

Gott wacht über die Menschen.

Wir erinnern uns der Unterredung zwischen dem Ritter Gerhard und Isaak, dem jüdischen Arzt des Herzogs Thilo, in welcher sie sich dahin einigten, daß Gerhard seinen Neffen dem Juden überliefern sollte, damit ihn dieser tödte und aus seinem Blute das Bad bereite, das den aussätzigen Herzog von seiner scheußlichen und ekelhaften Krankheit befreien sollte.

Kaum hatte sich der Jude aus dem Gemache entfernt, als sich hinter dem großen Ofen Etwas zu regen begann und bald hernach ein Mann zum Vorschein kam, der da versteckt gewesen war. Er dehnte behaglich seine Glieder, schlug dann verwundert die Hände über dem Kopfe zusammen und sprach:

„Da habe ich mich in die Höhle des Juden eingeschlichen, um einmal meine Neugierde recht zu befriedigen und die wunderlichen Sachen zu sehen, die er in seiner Spelunke aufbewahrt. Aber ich bin zu sehr ungelegener Zeit gekommen. Für's Erste kommt der Jude gleich zurück, als ich mir kaum die Schlangen dort mit den drei Köpfen etwas beschaut habe, und ich muß mich hinter dem Ofen verkriechen und in der unbequemsten Lage von der Welt einige Stunden aushalten, und, ach Du großer Gott, sei gnädig und barmherzig! muß Sachen anhören, die mir die Haare in die Höhe sträuben machen und mich so erschreckten, daß ich kaum mehr hervorkriechen konnte.

„Mein Kopf ist ganz verwirrt und ich weiß mich

kaum mehr zu besinnen, was sie für verderbliche Pläne miteinander schmiedeten, ein gewisser Jemand und der Spitzbube von einem Juden. Ich weiß nicht, ob ich nicht zum Herzog gehen und ihm Alles anzeigen soll. Doch der Herzog ist krank, und die kranken Leute halten es natürlich mit ihren Aerzten, und bei dem Herzoge werde ich also auch nichts gegen den Juden ausrichten. Ein Knäblein wollen sie ermorden, und zwar deswegen, um dem kranken Herzog wieder aufzuhelfen und ihn gesund zu machen.

„Gott im Himmel stehe mir doch bei, denn ich weiß mir nicht zu rathen und nicht zu helfen. Ich möchte gern das arme Büblein aus den Klauen des bösen Juden retten, und doch, wenn der Herzog erfährt, daß ich es war, der dadurch seine Genesung verzögerte, so läßt er mich mit wenig Umständen an den nächsten Baum knüpfen; denn ich bin ja nur ein leibeigener Knecht, der, wie er leibt und lebt, seinem Herrn angehört.

„Wenn ich nur wüßte, wer die Eltern des Knäblein wären, dann wäre mir und ihnen geholfen. Ich hörte den Juden sagen, es müßten vornehme Leute sein. Ei, wenn ich diesen eine solche Nachricht brächte, die würden mich gewiß gut belohnen. O wenn mir nur etwas beifiele, auf welche Weise ich hinter das Geheimniß kommen könnte, ich möchte so gerne den Eltern ihr Kind und diesem das Leben retten.“

Er schlug sich mit den Fäusten vor den Kopf, zerraufte sich die Haare und rief dazu in komischer Wuth: „Dummkopf, ersinne auch einmal etwas Gescheidtes!“ Aber es wollte ihm nichts einfallen. Ein Bild der rastlosesten Unentschlossenheit, ging er in dem Gemache auf und ab, obgleich er klüger gethan hätte, sich zu entfernen, da ja jeden Augenblick der Jude wieder zurückkehren konnte.

Endlich rief er freudig aus: „Gefunden, gefunden! Ich weiß jetzt, was ich zu thun habe!“ Er schickte sich zum Gehen an, als er in einer Ecke des Gemaches ein Stück Linnen ausgebreitet liegen sah, unter der etwas verborgen zu sein schien. Eiligst schlich er sich hin und lüftete vorsichtig die Decke, doch schnell, als wäre er auf eine Schlange getreten, ließ er die Decke wieder fallen.

„O Himmel!“ rief er entsetzt, „da hat der Jude der Knaben schon mehrere ermordet! O du blutiger Heide! aber warte, du sollst den nicht bekommen, auf den du eben Jagd machst. Ich, der arme, der verachtete Leibeigene will dir einen Strich durch deine Rechnung machen.“

Mit diesen Worten hatte er sich entfernt und schlich vorsichtig die Treppe hinab, die aus dem Thurmgemache führte. Unten besann er sich einen Augenblick und schlug dann den Weg ein, der zu den herzoglichen Marställen führte. Dort trat er in ein kleines Gemach, in welchem ein Mann saß, den etwa vier oder fünf Buben jubelnd umgaben. Als die Knaben ihn kommen sahen, sprangen sie ihm fröhlich entgegen und riefen: „Grüß Dich Gott! Vetter Hans! wo warst Du denn so lange?“

Und die krausköpfigen Schelme machten sich sogleich über ihn her und leerten ihm die Taschen, in welcher er einiges Obst für sie mitgebracht hatte, und zeigten dem Vater lachend ihren Fund. Dieser war mit Hans nicht nur verwandt, sondern sie waren sich auch sonst freundlich zugethan und täglich beisammen. Der Vetter Hans war Einer der Knechte, der Mann aber, den er soeben besuchte, Einer der Aufseher über die Pferde des Herzogs.

Sie sprachen Mancherlei miteinander, doch heute schien ihre Unterredung nicht den rechten Fortgang zu haben, und der Stalldiener Joseph sagte endlich: „Aber

sage mir doch Hans, was ist Dir denn geschehen? Du bist ja so wunderlich und so zerstreut, daß sich gar nichts mit Dir machen läßt. Sage mir, was Dir fehlt, und wenn ich helfen kann, so weißt Du wohl, daß es gerne geschieht."

„Nun so wisse," sagte Hans, „ich sollte nothwendig in das Kloster im Walde, und noch ehe es Abend wird, muß ich wieder zurückgekehrt sein, da man mich am Abende nicht vermissen darf. Du kennst den Abt des Klosters; ihm muß ich nothwendig ein Geheimniß vertrauen, welches ich erst vor einer Stunde erfahren habe, und von welchem vielleicht das Wohl und Weh von mehr als einem Menschen abhängt."

„Nun," erwiederte Joseph, „wenn's weiter nichts ist! Dacht' ich doch Wunder, was es wäre. Ich glaube, ein tüchtiger Gaul aus meinem Stalle wird Dich in noch kürzerer Zeit hin und her bringen, und reiten kannst Du, also ist hier leicht zu helfen. Also komm!"

Sie schritten nun, von den Kindern umgeben, nach den Ställen, und ein tüchtiger Hengst wurde ausgewählt, den Vetter Hans zu tragen. Bald waren die Vorbereitungen geendet, und er ritt über Hals und Kopf den Waldweg dahin nach dem Kloster.

Kopfschüttelnd sah ihm Joseph nach. „Weiß nicht," sagte er, „was der Bursche dort für Geschäfte hat; doch etwas Wichtiges muß es immer sein, und wenn er nur sammt dem Hengste glücklich wieder zurückkommt, was kümmert mich sein Geheimniß! Weiß ich doch, daß der Vetter nichts Unrechtes im Schilde führt."

So sprechend ging er wieder in sein Haus zurück und seinen Geschäften nach.

Der Vetter Hans ritt indessen, als hinge sein eigenes

Leben von der Eile seines Pferdes ab. Dutzendmal war er in Gefahr, vom Pferde zu stürzen, denn unzählige Wurzeln streckten sich quer über die Waldstraße und machten dieselbe für den Reiter gefährlich. Mehr als einmal schlug ihn ein Ast heftig an den Kopf, so daß ein weniger fester Schädel, als der des Vetter Hans, gewiß großen Schaden gelitten hätte. Aber er achtete aller dieser Beschwernisse nicht, und der Ton der Klosterglocke, deren Geläute jetzt in sein Ohr tönte, däuchte ihm, Musik zu sein, und laut auf jubelte er, als er diese Klänge vernahm.

Endlich erblickte er das Klostergebäude selbst, das mitten auf einem freien Platze sich erhob, der mit Schranken eingefaßt war, als wolle man damit den Wald verhindern, sein grünes Laubrevier zu erweitern und die Mönche aus ihren einsamen Zellen zu verdrängen.

Hans hing seinem Pferde die Zügel über den Hals und trabte langsam der Klosterpforte zu, denn es ging ihm so viel im Kopf herum, daß er sich erst darauf besinnen mußte, wie er dem Abte, welcher einst sein Jugendgespiele gewesen war, sein Anliegen vorbringen sollte. „Es wird schon gehen, ein Wort gibt das andere!“ sprach er endlich zu sich selbst, und es stand nicht mehr lange an, so hielt er vor der der Sicherheit wegen stets verschlossenen Klosterpforte.

Man öffnete dem Harrenden baldigst und führte ihn in ein Gemach mit dem Bedeuten, einige Zeit zu warten, bis der hochwürdige Herr Abt Muse finden werde, ihn zu sprechen.

„Nichts da!“ sagte Hans, „ich kann nicht warten, und wenn der hochwürdige Abt, der kleine Konrad, wie wir Knaben ihn einst hießen, nicht gleich Muse findet, so besteig ich mein Rößlein wieder und reite heim, denn ich

kann nicht warten und mich, wenn ich zu spät zurückkomme, zu Hause aufhängen lassen. Meldet Eurem Herrn Abt, der lange Hans sei da und müsse ihn gar nothwendig sprechen; er hoffe von ihm, daß er einem alten Jugendfreunde seine Bitte um augenblickliches Gehör nicht unfreundlich abschlagen werde."

„Nein, das werde ich nicht thun!" sprach der Abt, der in diesem Augenblicke selbst eintrat. „Bruder Cyrillus, bringet Brod und Wein und lasset mich dann allein mit diesem meinem Jugendbekannten. Nun Hans! sprich, was führt Dich hieher? Hast Du Dir etwa gar eine tugendsame Jungfrau ausgewählt und willst sie nun durch Priesters Segen zu Deinem Weibe machen, und soll ich Dir dazu behilflich sein oder was hast Du sonst?"

„Ach Herr!" sagte Hans, und dicke Schweißtropfen standen auf seiner Stirne, „seht, unser Herzog ist krank und hat einen Arzt, und der Arzt ist ein Jude. Dieser Jude bewohnt in dem großen Thurme ein gar wunderlich ausgerüstetes Gemach und im ganzen Schlosse schwatzte man davon, was für Ungeheuer darin sein sollen. Nun wißt Ihr aber aus meinen und Euren Jugendjahren noch, daß ich sehr neugierig bin; ich hätte daher schon lange gern gewußt, was in des Juden Stube für Sachen sind, und habe schon lange gewünscht, diese Wunderdinge einmal Stück für Stück betrachten zu können.

„Nun wohl, heute merkte ich, daß der Jude seine Stube nicht verschlossen hatte, und schnell war ich hinein geschlüpft und wollte mich soeben recht erfreuen an dem Betrachten des wunderlichen Zeuges, welches da herum liegt, als plötzlich auf der Treppe Schritte ertönten, und der Jude wieder zurückkehrte."

„Und Dich wahrscheinlich für deinen Vorwitz recht ausschmähte,“ meinte lachend der Abt.

„Keineswegs; aber Ihr dürft mich nicht unterbrechen, sonst weiß ich nicht, wo ich geblieben bin, und muß wieder von Vorne anfangen. Die Sache ging anders. Ich versteckte mich hinter den Ofen; nicht lange dauerte es, da kam Jemand zum Juden, der Gift haben wollte, das der Jude ihm auch gab; dann schwatzten sie noch Vieles miteinander, was ich nicht hörte, und zuletzt erzählte der Jude, unser Herzog sei aussätzig und könne nur wieder gesund werden, wenn man ihn im Blute eines Knäblein bade, und der Andere versprach, ein Knäblein hiezu beizuschaffen und dasselbe bis Morgen Abends um sieben Uhr an das Steinkreuz bei den drei Tannen am Waldsaume unweit des Schlosses zu bringen, wo es der Jude zum Schlachten in Empfang nehmen sollte.

„Nun seht! ich hab' ein mitleidiges Herz, und darum dachte ich, es wäre zwar recht, wenn unser Herzog wieder gesund würde, aber auf Kosten des Lebens anderer Menschen wieder gesund werden, taugt einmal nichts. Doch ich wußte mir nicht zu rathen und zu helfen, bis mir endlich einfiel, Euch die Geschichte anzuvertrauen, denn Ihr, dachte ich, werdet schon Mittel und Wege finden, diese abscheuliche That zu verhindern.“

Der Abt hatte in tiefes Nachdenken versunken Hansens Erzählung angehört. Jetzt stand er auf und ging ein paar Mal die Stube auf und ab, und sprach dann:

„Höre Hans, hast Du denn gar nicht vernommen, wessen Kind das Opfer dieser Bösewichte sein soll? Besinne Dich, vielleicht hast Du es gehört, und es ist Dir nur etwa entfallen?“

„Ich habe nichts vernommen,“ entgegnete Hans.

„Ueberhaupt kamen in ihrer Unterredung entweder keine Namen vor, oder ich hörte sie nicht. Nur das vernahm ich, daß das Kind von vornehmen und altadeligen Eltern abstammen müsse."

„Gut, möge es abstammen von wem immer," sagte der Abt, „das ist gleichgiltig, meine Pflicht ist, es aus den Klauen der Elenden zu retten, die es dem Tode bestimmt haben. Iß und trink, alter Freund, und sei munter und guter Dinge, denn ich zweifle nicht, daß ich das Knäblein den Mördern entreißen werde, und das wird Gott Dir nicht unvergolten lassen, der Du die Ursache seiner Rettung warest!"

„Dank, Dank Euch, hochwürdiger Herr, daß Ihr der Bösewichte grausamen Plan vereiteln wollt, aber meint Ihr, ich habe auch ein kleines Verdienstlein dabei? Ei, wie danke ich Gott, daß er mir die Freude macht, Theil an einer guten That zu nehmen. Doch da fällt mir gerade ein, aus dem Manne, der morgen Abend das Knäblein dem Juden überliefern wird, könnte man vielleicht herausbringen, wer dessen Eltern wären."

„Gott segne Dich für diesen Einfall!" sagte der Abt. „Es ist aber die höchste Zeit, daß Du Dich entfernst, wenn Du noch zur rechten Zeit im Schlosse eintreffen willst; morgen um sieben Uhr werde ich sicher am Steinkreuz sein, und wenn Du neugierig bist, kannst Du Dich auf dem Tannenbaum verstecken, und die ganze Geschichte mit ansehen!"

„Das will ich," sagte Hans, indem er langsam den Becher Wein austrank und das Brod zu sich steckte. „Jetzt lebt wohl, ich bitte um Euren Segen!"

Er kniete nieder und der Abt segnete ihn, und begleitete ihn dann selbst zur Pforte, wo das Pferd, das indeß

tüchtig gefüttert worden war, schon bereit stand. Rasch schwang sich Hans hinauf, grüßte noch einmal den Abt und ritt mit verhängtem Zügel davon.

Fünftes Kapitel.

Am alten Steinkreuz.

Am Nachmittage des anderen Tages ging es sehr lebhaft im Kloster zu. Ein halbes Dutzend Pferde aus den Ställen des Klosters standen gesattelt und gezäumt im Klosterhof. Der graue Vogt des Klosters, ein großer, athletisch gebauter Mann, musterte soeben seine Untergebenen, welche ihn zu seinem vorhabenden Unternehmen begleiten sollten und die alle wohl bewaffnet waren mit Schwert und Armbrust.

Endlich waren alle Vorbereitungen getroffen. Der Vogt stieg zu Pferde, ergriff die lange Lanze, welche ihm Einer seiner Gefährten darreichte und gab mit dem Rufe „Vorwärts!“ das Zeichen zum Aufbruche. Langsam bewegte sich der Zug durch die Wälder dahin, denn sie hatten Ursache, nicht zu lange vor dem bestimmten Zeitpunkte an die bezeichnete Stelle zu kommen.

Die Sonne neigte sich dem Westen zu, als sie eben aus dem Walde hervorritten und an Ort und Stelle waren.

Ein kleiner Hügel erhob sich hier, auf dessen Höhe ein üppig mit Epheu überwuchertes Kreuz aus grauem Sandstein, roh gemeißelt, emporragte. Drei dunkle Tannen

standen um dasselbe herum, als seien sie die Wächter des Denkmales einer schauerlichen That.

„Lange ist es, daß meine Augen dich nicht mehr gesehen haben, altes Steinkreuz," murmelte der Vogt vor sich hin, „und doch war ich anwesend, als es errichtet wurde und man die Gebeine der Beiden, von denen Einer den Andern ermordet hatte, unter dich begrub. Friede sei ihren Seelen, und möge ihnen der allmächtige Gott verzeihen und die Welt mit solchem Gräuel in Zukunft verschonen!"

Der Vogt befahl nun seinen Knechten, in dem nahen Gesträuche des Waldes zu harren und auf seinen Ruf sogleich zu seiner Unterstützung herbeizueilen. Er selbst mit noch Zwei der bewährtesten seiner Knappen legte sich hinter die Haselstauden des Hügels in Hinterhalt und erstaunte nicht wenig, als er dort schon Jemand fand. Es war der lange Hans. Seine Neugierde hatte ihn durchaus nicht im Schlosse geduldet, und er hatte dasselbe am Abend unter irgend einem Vorwande verlassen, um sich einen guten Zuschauerplatz am Steinkreuze zu sichern.

Ein Glück war es für ihn, daß ihn der Vogt sehr gut kannte und Hans ihm schnell Aufklärung über seine Mitwissenschaft an dem, was geschehen sollte, gab, sonst hätte ihm diesmal seine Neugierde theuer zu stehen kommen können.

Sie mußten lange warten. Die Schatten des Abends wurden immer länger und länger und der Vogt verzweifelte schier an dem guten Ausgange seines Unternehmens, als endlich Hufschläge in der Ferne ertönten und eine einzelne Reitergestalt in einen Mantel gehüllt die Straße dahertrappte. „Da kommt er," murmelte der Vogt; „wie wenn er es aber nicht wäre denn ich sehe kein Kind!" „Das

will ich gleich in Erfahrung bringen," sprach Hans; „habt Acht, ich gehe jetzt hin und werde bald erfahren, ob er der Rechte ist. Kommt aber auch gleich herbei, wenn ich Euch rufe!"

Der Vogt murmelte: „Ja, wenn Dir der Fremde Deinen verdammt vorlauten Schädel nicht ehevor einschlägt," gab aber doch seine Einwilligung zu Hansens Vorschlag.

Hans trat keck aus dem Dickicht hervor auf den Reiter zu, der sich nach allen Seiten verlegen umschaute, und sprach: „Nun bringt Ihr mir etwas?"

„Was soll ich Euch denn bringen?" fragte der Fremde. „Gebt mir einige Zeichen, vielleicht habe ich dann etwas für Euch!"

„Nun ein Junges, aber von keiner Kuh und von keinem Hund!" entgegnete Hans dreist.

„Der Fremde rief: „Du hast ganz Recht Freund. Ich will Dir das Junge gleich überliefern, doch komm mit mir hinter jenen Hügel; ich muß noch Einiges mit Dir sprechen, wozu die offene Straße nicht geeignet ist."

Hans fürchtete sich aber vor jeder genauern Besprechung, da er glaubte, seine Unwissenheit würde schleunigst an den Tag kommen; er schrie daher aus allen Kräften: „Zu Hilfe meine Freunde! zu Hilfe Ihr Leute! Er ist's, er ist's!"

Verwundert blickte der Reiter auf. Er merkte jetzt gar wohl, daß er verrathen sei, doch schnell besonnen zog er das Schwert und versetzte Hans einen solchen Hieb über den Kopf, daß dieser auf der Stelle den Zügel fahren ließ und zu Boden fiel.

Der Reiter wandte hierauf das Pferd und suchte zu entfliehen, doch am Walde stieß er auf die Klosterknechte,

welche ihn grimmig angriffen. Durch den Knaben, den er unter dem Mantel trug, an ernstlicher Vertheidigung gehindert, ließ er diesen vom Pferde gleiten und setzte sich nun mit aller Kraft eines tapfern Mannes, der schon in zwanzig Schlachten gewesen, zur Wehre. Aber von allen Seiten angegriffen, bekam er des Kampfes bald satt, gab seinem trefflichen Rosse den Sporn und hieb, während sich das Thier hochauf bäumte, mit solcher Geschicklichkeit rechts und links um sich, daß er sich Bahn brach, und, seiner Feinde ledig, im stärksten Galoppe davon sprengte.

„Schickt ihm ein paar Armbrustbolzen nach!“ schrie der Vogt.

Einige der Knappen spannten ihre Bogen, legten die Geschosse ein, die Sehnen schwirrten, aber sei es nun, daß die Abenddämmerung ein sicheres Zielen unmöglich machte, oder daß die Bursche schlechte Schützen waren, kurz, sie verfehlten ihr Ziel und bald war der Hufschlag des Fliehenden im Walde verhallt.

Der Vogt näherte sich jetzt erst dem Knaben, der an der Straße saß und weinte. Er nahm ihn freundlich bei der Hand und sprach: „Weine nicht, liebes Kind, ich will Dich zu Jemand führen, der Dir Vater und Mutter ersetzen soll, bis Du Beide wieder gefunden hast, denn Du wirst mir wohl nicht sagen können, woher Du kommst, und wer Dein Vater ist?“

„Ja, Mann, wer mein Vater ist, weiß ich schon,“ sagte der Knabe. „Er hat einen großen, großen Federbusch auf dem Kopfe, und wenn er zu den Knechten, seinen Knappen sagt, zieht Euer Schwert, dann ziehen Alle, o wie schön ist dies! Und eine Mutter habe ich, ei wie lieb ich die! Wie wird sie weinen, weil ich ihr den schönen Schmetterling nicht brachte, denn wisse Mann, es

war im Garten, und ich wollte den blau und goldnen Vogel fangen, da nahm mich der Mann und führte mich fort, hieher; das war gleich hernach, als ich den schönen Vogel bat, sich fangen zu lassen. Geh', Mann, ich bitte, führ' mich wieder heim zur Mutter, und Du sollst von mir ein Pferd bekommen, das gar schön von Holz gemacht ist, und das, wenn man sagt Galopp, und ein wenig springt dazu, gar schnell geht!"

„Das glaub ich Dir, liebes Kind!" sagte der Vogt; „wir wollen Dich schon zur Mutter bringen, geh jetzt nur mit dem Christoph dort, der bringt Dich zu einem Pferd und dann reiten wir heim!"

Der Knabe wurde weggeführt, und der Vogt näherte sich jetzt dem langen Hans, der noch immer wie todt auf dem Boden da lag.

„Bist Du todt?" schrie ihm der Vogt in's Ohr.

„Gott bewahre!" versetzte Hans, sich langsam aufrichtend. „Aber der Kopf muß mir bis zum Kinn mitten entzwei gespalten sein, der Ritter oder der Reiter hatte ein höllisch scharfes Schwert. Und ich glaube, ich werde nicht mehr viel Brod auf dieser Welt essen!" schloß er mit einem tiefen Seufzer.

„Aber ich sehe ja kein Blut!" meinte der Vogt, keinen Tropfen Blut, keine Wunde, und daß Dein Kopf so gesund ist wie der meinige, will ich beschwören!" „Ich glaub' es fast auch," sagte Hans, nachdem er sich lange und vorsichtig betastet hatte, „es geht doch nichts über eine gute Ledermütze; da hat sich auf der meinigen das Schwert dieses verdammten Reiters gedreht, und ich erhielt nur einen Schlag, der zwar einen Ochsen niederzuwerfen im Stande gewesen wäre, mir aber jetzt, obschon

mir der Kopf gar sehr brummt, doch nur wie eine tüchtige Ohrfeige vorkommt!"

Und bei den letzten Worten sprang er auf und schüttelte sich tüchtig, wie wenn er eben einem tüchtigen Wasserbade entgangen wäre. Dann spähte er in die Ferne, und sprach: „Bei meiner Seele, da kommen zwei Reiter, oder nein, es wird wohl nur Einer sein; denn weiß Gott, ich bin ganz doppelsichtig geworden, und der Reiter wird Niemand anders sein, als der Jude."

„Knappen zieht Euch zurück, er darf Euch nicht sehen," herrschte den Umstehenden der Vogt zu. „wir müssen den Kerl auch fangen, so lautet der Auftrag, den mir mein Gebieter, der hochwürdige Abt ertheilte, und bei Gott, nie machte mir etwas mehr Freude."

Der Jude war mit der den Leuten seines Stammes üblichen Langsamkeit und Bedachtsamkeit Schritt für Schritt näher geritten, und als er den Vogt auf der Straße halten sah, ritt er auf ihn zu und sagte mit leiser Stimme: „Guter Mann, habt Ihr mir das Ding mitgebracht, das Euch Euer edler Herr übergeben, um es mir zu überliefern?"

„Ja, das Ding, das mir mein Herr mitgegeben hat, damit ich es Euch überliefere, habe ich mitgebracht" schrie der Vogt, „eine tüchtige Kette nämlich, die Euerm verbrecherischen Treiben sobald nicht mehr Spielraum lassen wird!"

„O Gott Abrahams, ich bin ein verlorner Mann!" rief der Jude entsetzt aus und wandte sein Pferd zur Flucht.

Doch sogleich hatte ihn der Vogt bei der Brust ergriffen und hielt ihn mit Riesenkraft. Schnell entschlossen zog jedoch der Jude aus der Falte seines Kleides einen

Dolch, und wenn nicht der lange Hans ihn beim Arm gepackt und ihm die gefährliche Waffe aus der Hand gewunden hätte, wäre es wahrscheinlich um das Leben des wackern Klostervogtes geschehen gewesen.

Als der Jude sich seiner Waffen beraubt sah, legte er sich auf's Flehen und versicherte bei Allem, was hoch und theuer, daß er ein armer Jude sei, der Niemand etwas zu Leide thue, und dessen Ermordung keinen Vortheil bringen werde. Er versprach ihnen Geld und Gut in Menge, wenn sie ihn nach dem Schlosse ziehen ließen. Dann drohte er ihnen wieder mit der Rache des Herzogs, dessen Leibarzt zu sein er die Ehre habe, und schwur, daß, wenn dieser die Schmach erführe, die man ihm anthue, er sie sämmtlich an die Bäume des Waldes hängen und den Thieren der Wüste zum Fraße vorwerfen lassen werde.

Doch der Vogt kehrte sich weder an die Drohungen, noch an die goldenen Verheißungen des Bösewichts. Man fesselte ihm schnell die Füße unter dem Leibe seines magern Pferdes zusammen und kehrte sich nicht an das Jammern und Wehklagen, womit er ihre Herzen zu rühren versuchte. Schnell wurden dann die Pferde zusammengebracht, der Vogt nahm von Hans Abschied, und dieser trabte vergnügt zu Fuße dem Schlosse zu, indem er gestand, daß er heute mit mäßigem Schmerz einen recht interessanten Abend erkauft habe.

Der Vogt nahm den kleinen Heinrich vor sich auf's Pferd und ritt hinter einem Knappen darein. — Der Mond stand am Himmel und beleuchtete ihren Weg. Glühwürmchen flogen durch den Wald, und manchmal sprang ein Wild über den Weg oder schwirrte eine Fledermaus um die Köpfe der Reiter; auch ertönte hie und da das Geschrei einer Nachteule durch den Wald.

Es war beinahe Mitternacht, als sie im Kloster ankamen. Der Abt war noch auf und erwartete, über ihr langes Ausbleiben beunruhigt, ihre Ankunft sehnlichst. — Er ließ den Knaben sogleich in ein gutes Bett bringen, nachdem man ihm vorher Speise und Trank gereicht, der er sehr bedurft hatte.

Hierauf wurde der Jude in's Verhör genommen, allein er wollte durchaus nicht gestehen, wem der Knabe gehöre. Vergebens bat und jammerte er auf die demüthigste und kriechendste Weise, ihn loszulassen, und stieß, als man ihn nun in ein einsames, wohlverwahrtes Gemach einsperrte, in die gräßlichsten Verwünschungen gegen die Christen aus.

Einen eigentlichen Kerker gab es im ganzen Kloster nicht; wozu wäre derselbe auch nothwendig gewesen? Hatte sich Einer der Mönche vergangen, so half schon eine ernsthaft eindringende Ermahnung des Abtes; der Sünder ging in sich, bereute seinen Fehler und besserte sich auch, denn ohne Besserung ist die Reue immer fruchtlos und taub, und nur mit der Besserung verbunden kann sie Früchte für Zeit und Ewigkeit bringen.

Nachdem im Kloster Alles in Ordnung war, ging man zur Ruhe und überließ sich dem Schlafe nach den Mühen und Arbeiten des Tages; die Lichter in dem weitläufigen Gebäude erloschen eines nach dem andern, und bald herrschte Grabesstille in dem Wohnsitze frommer lebendig Begrabener.

Sechstes Kapitel.

Hilda's fernere Schicksale.

Am Saume des Waldes erhob sich ein weitausgedehntes Gehöfte, das einem Herrn von Buchenheim gehörte, einem Edelmanne, der mehr Geschmack an den Freuden des Landlebens, als an denen der Turniere und Feldzüge und am Umgange mit den Rittern der benachbarten Burgen fand. Er wurde von diesen daher nur der „Bauer" genannt, und jeder Umgang mit ihm vermieden, worüber jedoch Herr von Buchenheim wenig Kummer empfand.

„Welchen Schaden bringt mir dazu auch die Entbehrung des Umgangs mit den stolzen Herren?" sprach er öfters. „Meine Flüsse haben Fische wie vorher, meine Wälder Wild, und meine Schafe Wolle, die mir warme und dauerhafte Kleidung liefert. Und gerne misse ich ihre Gesellschaft; hab ich doch Luitgarda, mein theures Weib, und wo ist ein Kleinod, das diesem gleichkäme, so weit die Sonne ihre glänzende Bahn zieht?"

Es war nur wenige Tage, nachdem die im letzten Kapitel erzählten Vorfälle sich ereignet hatten, da herrschte auf dem Edelhofe gar lebendiges Treiben. Vor dem Hause bellten zahllose Hunde und rissen fast die Riemen in Stücke, an welchen die Knechte sie hielten. Dazwischen bliesen die Jagdhörner schmetternde Fanfaren und die Pferde stampften ungeduldig mit den Hufen den Boden, als könn-

ten sie den Augenblick kaum erwarten, in welchem die Reiter sie besteigen und in den grünen Forst galoppiren würden, um zu jagen den stattlichen Hirsch, die Zierde und den Stolz des Waldes.

Endlich trat Herr von Buchenheim an der Seite seiner Gemahlin über die Schwelle des Hauses, schwang sich nach kurzem Abschied zu Pferde und ergriff die stählerne Armbrust und den Jagdspieß. Er gab das Zeichen; und Alles bewegte sich dem Walde zu.

Das war ein fröhlicher Tag! Hirsche und Rehe fielen; Jäger und Treiber waren müde von den Anstrengungen des Tages und rüsteten sich endlich zur Heimkehr. Um den noch umherirrenden Jägern ein Zeichen zu geben, ertönten noch vereinzelt die Hüfthörner und verklangen in langgedehnten Akkorden.

Mit seinem Lieblingsdiener ritt Herr von Buchenheim seinem Edelsitze zu.

„Das nenn' ich eine Jagd!“ rief er, „einen Vierundzwanzig-Ender erlegt, ha, wie wird sein Geweih meine Halle schmücken, und welchen Jubel werden meine Kinder darüber haben!“

„Das glaub' ich,“ sagte der Diener, die Freude seines Herrn theilend; „dieser Wald ist mehr werth als hundert Edelsteine in der Krone eines Kaisers.“ —

Und welch' seliges Gefühl, sagen zu können, dieses Alles, Alles ist mein!“ sprach der Edelherr, erhob sich im Sattel und blickte vergnügt auf den in den Strahlen der Abendsonne erglänzenden Wald.

„Doch was sehe ich!“ rief er plötzlich aus. — „Ein Weib im Walde um diese Zeit, und so fern von den Wohnungen der Menschen!“

Unter dem Stamme einer Buche lag wirklich ein

Weib, ein wunderschönes Weib, wenn gleich ihre Wangen bleich und eingefallen waren. — Sie lag züchtig da, als ob sie schlummerte.

„Sie schläft!" meinte der Diener.

„Gib Deine Weinflasche her!" rief Herr von Buchenheim, „ich will versuchen, ihr einige Tropfen einzuflößen, denn wenn sie nicht bald Stärkung bekommt, so schläft sie wohl, wie Du sagst, aber hinüber in die Ewigkeit. — Siehst Du denn nicht, wie ihre Füße bluten, und wie fieberisch ihre Augenwimpern zucken? — Horche! sie spricht, aber im Fieber, wie ich glaube. Ich hörte die Worte: Heimat, Vaterland, Kind, Gatte — Alles, Alles verloren! — O armes Weib, wenn das Dein Loos war, dann traf Dich wohl das herbste Schicksal!" —

Er flößte ihr einige Tropfen Wein ein. — Sie erwachte und trank begierig, aber ohne die Augen zu öffnen. — „Wo bin ich?" seufzte sie endlich; „haben mich die Engel hinübergetragen in ein besseres Land, und reichen sie mir den Kelch der Vergessenheit von allen, allen Erdenleiden? — O ich habe viel, sehr viel zu vergessen, und ich fürchte, ich kann es nicht, und die Schatten der Erdenschicksale verdunkeln mir auch des Himmels Licht!"

„Bei Gott! das arme Weib glaubt, sie sei im Himmel. Stoße in Dein Horn, damit sie merkt, sie weile noch auf Erden, und daß Einige meiner Knechte herbeikommen, denn wir müssen das Weib mit nach Hause nehmen, und sollte ich den Vierundzwanzig-Ender selbst im Walde zurück lassen. Mensch geht vor Thier!"

So sprach leise der Edelmann zu seinem Diener. Bald erklang das Horn und wurde in der Ferne beantwortet. Hilda, denn Niemand Anderer war das arme Weib, schlug die Augen auf, und da sie wahrnahm, daß

sie sich noch auf der Erde befinde statt in den Lichtwohnungen seliger Geister, vermochte sie ihren Schmerz nicht zu unterdrücken und weinte bitterlich.

Der gutmüthige Edelmann konnte den Jammer nicht lange mit ansehen und sprach: „Tröstet Euch, gutes Weib, Ihr dürft die Nacht nicht im Walde zubringen, und sollt auf einer guten wollenen Decke Euch des Schlafes in meinem Edelhofe erfreuen. Wenn Ihr ein wenig arbeiten wollt, könnt Ihr dort bleiben, so lange Ihr Lust habt, denn zu essen und zu trinken gibt's dort immer vollauf!“

So wenig auch der gute Edelmann einem Engel gleich sah, so glaubte doch Hilda die Stimme eines Gottgesandten zu vernehmen, als er ihr diesen treuherzigen Vorschlag machte. Sie dankte Gott herzlich, daß der Mann sie nie in früheren Zeiten gesehen, und auch nicht vermuthete, sie sei von höherem Stande.

Inzwischen waren die Diener des Edelmannes herbeigeeilt und auch Träger, die auf einer Tragbahre erlegtes Wild trugen. Diesen befahl Buchenheim, sie sollten ihr Wild in's Dickicht legen, mit Baumästen bedecken, und es am andern Tage abholen, auf die Tragbahre aber die fremde Frau laden, und dann so rasch als möglich nach Hause eilen.

Es geschah, wie befohlen. Es war bereits Nacht geworden, als man aus dem Walde kam, und gar freundlich leuchteten die Lichter des Edelhofes aus der Ferne herüber. Schon standen einige Knechte am offenen Thore, um die Kommenden zu empfangen. Fröhlich stieß der Edelmann in sein Horn, und bald erschien auch, von ihren Kindern umgeben, die Hausfrau unter der Thüre und begrüßte ihren Mann, der ihr kurz erzählte, welch' Abenteuer er

diesen Abend erlebt habe, und sie zur Trage führte, auf der die arme Hilda ruhte.

Die Edelfrau hatte herzliches Mitleiden mit der Armen und versicherte sie ihrer Hilfe und Unterstützung.

Mit Thränen in den schönen Augen dankte Hilda und bat, ihr Dienste anzuweisen, die sie gewiß treu und fleißig verrichten wolle. Doch man versicherte sie, damit habe es keine Eile und es werde noch immer Zeit sein, davon zu reden, wenn sie wieder vollständig hergestellt sei.

Buchenheim und seine Gattin bemerkten wohl, daß Hilda sich am Anfange einer schweren Krankheit befinde; sie ließen ihr daher sogleich ein Lager bereiten und gaben ihr eine Wächterin, welche Tag und Nacht bei ihr bleiben mußte. Und viele Wochen lag auch Hilda fast immer bewußtlos im Fieber da und redete irre und mit den seltsamsten Ausdrücken von ihrem Gemahle, ihrem Schwager und ihrem Söhnchen Heinrich. Jedermann, der sie hörte, mußte weinen, so rührend waren ihre Worte.

Die Edelfrau, die einige Mal ihre Reden angehört hatte, muthmaßte mit dem gewohnten Scharfsinn der Frauen bald Hilda's wahren Stand; doch hütete sie sich sorgfältig, Jemanden ihre Vermuthungen mitzutheilen, und fühlte nur um so größeres Mitleiden mit der Armen, die Gott ihr in das Haus gesandt hatte, damit sie Wohlthaten an ihr üben möge.

Hilda genaß langsam und allmählig; doch ihre Körperkräfte brauchten lange Zeit, bis sie sich von dem gewaltsamen Stoße, den sie durch die Krankheit erlitten hatten, wieder erholten. Sie ging jetzt oft in's Freie, und sah oft Tagelang nach der Gegend hin, wo ihr Schloß lag, die Wiege und das Grab alles ihres Erdenglückes.

Die Dienstboten des Schlosses kränkten sie mit keinem

bösen Worte und achteten sie durch stillschweigende Ehrerbietung. Sie nannten sie um ihres Trübsinnes willen nur die stille Frau. Die Edelfrau bat sie oft, ihr ihre Lebensgeschichte mitzutheilen, aber Hilda, obschon es sie schmerzte, ihrer Wohlthäterin diese Bitte abschlagen zu müssen, mußte, wie sie glaubte, ihrer eigenen Sicherheit wegen schweigen.

Als sie vollständig wieder genesen war, bat sie die Edeldame, ihr irgend einen Dienst anzuweisen, um durch pünktliche und treue Erfüllung desselben in Etwas ihre Dankbarkeit darthun zu können. Die Frau von Buchenheim hätte sie gerne im Hauswesen wie in der Küche, bei der Erziehung der Kinder u. s. w. verwendet, Hilda hatte jedoch Ursachen, eine Beschäftigung zu wünschen, die sie vom Hause entfernt hielt.

Stand nämlich gleich Herr von Buchenheim in keinerlei Beziehung und freundschaftlicher Verbindung mit den Besitzern der Schlösser und Burgen der Umgegend, und besuchten ihn selbe nie, so waren dennoch die Gastzimmer seines Edelsitzes nie leer von Gästen, die vorüber reisten und seine Gastfreundschaft, welche weit und breit berühmt war, in Anspruch nahmen.

„Wie leicht," dachte Hilda, „ist es möglich," daß Einer dieser Gäste mich schon einmal gesehen hat, daß er mich wieder erkennt und meinen Namen und Stand dem Herrn des Hauses anvertraut, unter dessen Dache ich ein so freundliches Asyl gegen die Stürme des Unglücks gefunden habe. Wie leicht, daß Herr von Buchenheim von den Anklagen gehört hat, die man gegen mich ersann; möglich, daß er sie glaubt, denn wie könnte man der Meinung der Menschen nach ein solches Heer von Beschuldigungen erdichten, ohne daß wenigstens eine wahr

wäre? Ich würde dann wieder aus dem Hause gestoßen, wo es mir so wohl geht und wo mir Alles so freundlich begegnet.

Von solchen Gedanken erfüllt, bat Hilda die Frau vom Hause, ihr die Aufsicht über eine kleine Schafheerde zu geben, die von etwas edlerer Zucht als die übrigen war und deshalb nicht mit den übrigen Schafen auf die gemeinsame Weide getrieben, sondern in strenger Absonderung gehalten wurde.

Die Frau von Buchenheim erstaunte nicht wenig über des „armen Weibes" Bitte, denn auch mit diesem Namen wurde sie manchmal genannt. Sie stellte ihr das Beschwerliche dieses Geschäftes vor, die Mühseligkeiten, die ihr das Wetter verursachen würde &c. „Nicht immer ist es Sonnenschein," sprach sie, „bald toben Stürme, bald stürzen Regengüsse vom Himmel, und weder das Eine noch das Andere darf den Hirten bewegen, seine ihm anvertraute Heerde zu verlassen.

„Manchmal erscheinen auch die wilden Thiere des Waldes, blutdürstige Wölfe und riesenstarke Bären, und kannst Du den Schrecken ihres Anblicks ertragen, kannst Du muthig Lärm machen und die Bestien verscheuchen? Bedenke es wohl, welch' ein beschwerliches Geschäft Du übernehmen willst, und höre auf meine Ermahnung, von diesem Entschlusse abzustehen und dieses Geschäft einem rüstigeren Körper, der von Jugend auf abgehärtet und damit vertraut ist, zu überlassen!"

Aber Hilda hatte nun einmal ihren Entschluß gefaßt, und die Gefahren, die ihr drohten, schreckten sie nicht. Gottvertrauen im Busen bat sie noch einmal, ihr diese Stelle zu übertragen, und unfähig, ihren rührenden Bitten zu widerstehen, sagte ihr die Frau von Buchenheim, ob-

wohl nicht gerne, die Gewährung derselben zu. Sie hatte jedoch zu viele Liebe zu Hilda, um sie allein in Feld und Wald zu lassen, und gab ihr ein junges Mädchen zur Begleiterin, damit selbe ihr nöthigenfalls Beistand leisten möge.

So war denn Hilda's Wunsch erfüllt. Unbesorgt um Entdeckung konnte sie in der Einsamkeit Gott dienen und ihm in Gebet und Betrachtung, wie sie schon längst gethan hatte, als sie noch auf dem Schlosse ihres Gemahls war, alle Tage ihres Lebens weihen. Sie erkannte, wie sehr die Einsamkeit vermag, fromme und gottselige Gedanken zu erwecken und das eigene Herz in seinen geheimsten Regungen zu belauschen, die bösen Neigungen, sobald sie entstehen, sofort zu unterdrücken und immer besser und vollkommener zu werden.

Und sie suchte sich immer mehr in der Liebe Gottes zu vervollkommnen. „Gott lieben," sprach sie oft zu sich selbst, „ist eine unendlich große, ist die heiligste Sache; o könnte ich bewirken, daß er auch von Anderen ebenso geliebt wird, wie von mir selbst, dann wäre ich zufrieden, und wenn mich noch härtere Trübsale auf Erden träfen, als jene, die mich schon heimgesucht haben."

„Könnte ich doch die ganze Natur durchforschen, um mich recht von der Liebe zu Gott durchdringen zu lassen, ihn recht zu erkennen, und mein Herz durch seinen Abglanz zu läutern und es würdig zu machen, meinen Gott in alle Ewigkeiten loben und preisen zu dürfen. Jede Pflanze, und sei sie noch so klein und unbedeutend, verkündigt mir und allen Menschen die unendliche Größe Gottes, seine Liebe, seine Erbarmung, und wenn schon die kleinste Pflanze dies verkündet, in wie viel höherm Grade muß es durch die Menschen, durch mich geschehen, und

alle Leiden, die ich schon auf Erden erduldet, wenn ich ihre Ursache kennete, was würde ich anders finden, als Gottes Liebe zu mir und seine unerforschte Weisheit?

„Wenn also Alles Gottes Liebe verkündet, so ist es unsere kindliche Pflicht, ihn wieder zu lieben, ihn zu lieben als unsern Erlöser, ihn zu lieben, weil er verheißen, uns, wenn wir gut und fromm leben, in die Herrlichkeit des Himmels aufzunehmen, ihn zu lieben, weil er die lautere Güte und Milde ist, ihn zu lieben, weil er von Anbeginn der Welt her war, und bis zu dem Ausgange aller Zeiten sein wird.

„Wohl ist der Glaube gleichsam das Fenster des Himmels, und die Hoffnung die Leiter, die an dasselbe angelegt ist, aber die Liebe steigt auf derselben empor und geht in den Himmel, zum Allvater der Liebe, zum Orte des wahren Lebens ein, um dort zu weilen immerdar im ewigen Gottesreich."

Die junge Magd, welche Hilda's Gefährtin war, hielt im Anfange ihre Gefährtin oft für wahnsinnig, denn sie war aufgewachsen ohne eigentliche Erkenntniß Gottes und wußte kaum mehr von Religion, als den Glauben und das Vaterunser gedankenlos herzusagen. Mitleidig sah dies Hilda, und mit der liebreichen Sanftmuth, die ihr stets eigen war, unterrichtete sie die junge Anna in Allem, was allein würdig ist, von dem Christen gekannt und geübt zu werden.

Sie wurde nicht müde, derselben die heilige Geschichte des alten und neuen Testamentes zu erzählen, und Anna wurde nicht satt, ihr zuzuhören. Wohl lag das heilige Buch, mit Silber beschlagen, auf Pergament geschrieben und mit anmuthigen Bildern von der Hand einer kunstreichen Klosterjungfrau geziert, in dem Zimmer, das sie in ihrem Schlosse bis zu jenem verhängnißvollen Tage

bewohnt hatte, wo sie ihren Heinrich verloren, und der sie von dem Gipfel der Erdenherrlichkeit bis zu einer armen Schäferin erniedriget hatte, aber der Geist jenes Buches war fest und mit unvergänglichen Zügen ihrem Gedächtniß eingeprägt.

Die junge Anna hatte, wie dies bei allen weiblichen ununterrichteten Geschöpfen der Fall zu sein pflegt, große Freude an den kostbaren Kleidern, an Ueppigkeit und Pracht, und bedauerte oft, von Gott nicht zu einem vornehmen Fräulein gemacht worden zu sein. Sie meinte, sie müßte sich wunderschön ausgenommen haben in dem scharlachenen mit goldenen Stickereien gezierten Rocke und dem schwarzsammtenen Wammse mit silbernen Knöpfen, um den Hals eine goldene Kette mit einer Schaumünze, worauf der Kopf des Herzogs geprägt zu schauen sei. —

„Wie wollte ich mich drehen und wenden!“ sprach sie, „wie würden die Leute aufschauen und sagen: Ach seht nur, was kommt da für eine gar stattliche Dame; aber sie ist auch der Herrlichkeit werth, die Kleider stehen ihr sehr gut, und seht nur das schöne Haar, man weiß nicht, ob das Haar der Schmuck der farbigen Bänder ist, mit denen es durchflochten ist, oder ob die Bänder das Haar schmücken.“

„Aber,“ fuhr Anna fort, „da habe ich so schön geträumt, und es ist leider nichts als ein Traum, denn da sitze ich am Saume des Waldes an Eurer Seite auf einem Steine und habe nur ein grobes, wollenes Röcklein an, bin barfuß und hüte die Schafe! Und was das Allerschlimmste ist, Ihr macht mir so ein finsteres Gesicht, als ob Ihr mir zürntet; ach! verzeiht, wenn ich Euch böse gemacht habe, ich will's nicht wieder thun.“

Und Anna weinte; sei es nun, weil ihre Luftschlösser

in Nichts zerronnen, oder weil sie ihre Gefährtin unwillig sah.

Hilda hatte ihr aufmerksam zugehört. Eine Thräne rann ihr über die Wangen herab, nicht etwa dem Andenken ihrer früheren Herrlichkeit geweint, nein, eine Thräne mütterlicher Besorgniß über die Eitelkeit des armen Mädchens, von welchem Laster sie zu reinigen sie sich schon so oft bestrebt hatte.

„O sei doch zufrieden, liebes Kind," sprach sie zu ihr. „In den Palästen und Burgen, deren Besitzerinnen Du beneidest, und an deren Stelle Du zu sein wünschest, herrscht oft das Unglück und die Langeweile, die Du nicht einmal dem Namen nach kennst. Unter den Werken des ewigen Gottes, der die ganze Welt erschaffen hat, ist nicht jenes das größte, welches das glänzendste ist. Der geduldige Job, von dem ich Dir neulich erzählte, hat mehr Tugenden und mehr Verdienste für den Himmel von seinem Misthaufen und seinen Geschwüren davongetragen, als Salomon von aller seiner Pracht und Herrlichkeit, die ihn nicht vor Sünde und Thorheit schützen konnten. —

„So gib Dich denn geduldig in den Willen Gottes, und sei zufrieden mit dem Stande, den seine Weisheit Dir angewiesen hat. Was Gott thut, das ist wunderbar und immer gut. — Bei der Erschaffung des Insectes, das Dich quält, hat er Dein Verdienst, bei der Schöpfung des Himmels Deine Belohnung vor Augen gehabt.

„O gib Dich in den Willen Gottes. Dieser Wille ist das allerschönste Kleinod, er ist ein Abgrund von Heiligkeit, eine Lilie unter den Disteln, eine Rose unter den Dornen, Gold in Armuth, Ehre in der Verachtung und Glückseligkeit selbst im tiefsten menschlichen Elende! —

Wenn es so viele Zungen gäbe, als Sandkörner am

Meeresstrande, oder als Sonnenstäubchen in der Luft, oder als Sterne am Himmelszelte, so wären sie alle nicht hinreichend, auszudrücken, welche Seligkeit einst Den erwartet, welcher den Willen Gottes erfüllt, der sich ihn zur Richtschnur aller seiner Handlungen macht, und keinen Finger breit von diesem Wege abweicht. Willst Du daher einst dieser unbeschreiblichen Seligkeit theilhaftig werden, o so handle immer nur nach dem Willen Gottes und füge Dich immer in denselben."

Es war rührend anzuhören, wie die fromme Gräfin dem jungen Mädchen Lehren der Tugend und Weisheit gab. Rings um sie grasten die Schäflein und tiefe Stille herrschte im Felsenthale, nur vom leisen Gemurmel der Quellen unterbrochen, die vom Felsen hüpften, vom Singen eines Vögeleins oder manchmal auch vom Gebell des Hundes, wenn eines seiner wohlbedeckten Schützlinge sich zu weit von der Heerde der übrigen zu entfernen suchte.

Die Tugend gibt den Menschen Kraft zur Ertragung der Beschwernisse des Lebens, und wenn auch noch so viel Unglück über die Tugendhaften hereinbricht, er blickt nach Oben, und sein Blick scheint zu sagen: „Bist Du bei mir mein Gott, was kann dann gegen mich sein? Bist Du mein Helfer, was kann mir dann die Schaar der Feinde schaden, die mich umstellt? O stehe nur Du mir bei, und ruhig werden die Tage meines Erdenlebens vorüberfließen; ich werde endlich einschlafen und die Pforten des Grabes werden sich hinter mir schließen; aber getrost mein Herz, ich werde bald wieder erwachen, und mein Erwachen wird ein tröstliches sein, denn ich bin ja dann bei Dir, mein Herr und Heiland, durch alle Ewigkeiten in Deinen ewigen Wohnungen des Lichtes und der Freude.

Siebentes Kapitel.

Die Heimkehr des Markgrafen.

Auf dem Schlosse des Markgrafen ging es lebhaft zu. Kränze von Eichenlaub wurden gewunden, flinke Jünglinge kletterten an den Strebepfeilern der Burg hinauf und umwanden die alten Mauern mit dem grünenden Laube. Dazwischen flatterten bunte Fähnlein, von den Ahnen des Grafen einst den Feinden abgenommen, jetzt noch einmal des Enkels Siege verherrlichend und seine glückliche Heimkehr mitfeiernd.

Hoch von dem Thurme des Wächters, dem höchsten der Burg, flatterte eine große Fahne mit dem Wappen des Markgrafen und schlug ihre schweren Falten, vom Morgenwinde getrieben, lustig in die Luft. —

Zwischen allen den fröhlichen Gesichtern, welche nur Frohsinn athmeten, wandelte ein einziges düsteres dahin, das des Ritters Gerhard. Leichenblässe bedeckte sein Antlitz, der Fieberfrost eines bösen Gewissens schüttelte ihn, wenn er bedachte, wie bald er seinem Bruder gegenüberstehen sollte, wie bald er ihm die Kunde bringen müsse, die geeignet war, sein Herz so tief zu erschüttern, die Trauerkunde von dem Verluste seines Sohnes und seiner Frau. —

Gerhard hatte nicht, wie er der armen betrogenen Hilda lügnerisch melden ließ, seinen Bruder von dem Verluste seines Sohnes benachrichtigt, noch weniger aber, was

mit seiner Gemahlin vorgegangen war. Unvermuthet wollte er den Bruder mit der Schreckensnachricht überraschen, und sein Herz fühlte tückische Schadenfreude, wenn er bedachte, welchen Schmerz diese Nachricht seinem Bruder verursachen würde, einen Schmerz, welchem, wie der Bösewicht hoffte, der Markgraf unterliegen sollte.

Die Leute aus aller Orten, die zu der Markgrafschaft gehörten, waren in festlichen Kleidern herbeigeströmt aus der Nähe und Ferne, um ihren geliebten Herrn nach seiner langen Abwesenheit frohlockend zu begrüßen. Alle freuten sich, den edlen Mann wieder zu sehen, denn Wenige wußten, welche schreckliche Nachrichten seiner harrten.

Die Dänen waren nach manchem heißen Kampfe besiegt worden; nur wenige Schiffe derselben hatten sich mit Raub beladen entfernen können. Eine große Anzahl der Feinde blieb todt in dem Lande zurück, in welches sie Mord, Brand und Plünderung gebracht hatten.

Alles freute sich, auf lange Zeit von den blutdürstigen Feinden befreit zu sein, und sich nicht der Befürchtung hingeben zu dürfen, daß sie mit stärkerer Streitmacht bald wieder zurückkehren und sich für den erlittenen Verlust blutig rächen würden.

Als Geißel für den abgeschlossenen Frieden bürgten die Haufen der Gefangenen, unter welchen Mancher von hohem Range war, die man dieses Mal nicht etwa gegen ein Lösegeld ziehen ließ, sondern in Gefangenschaft zu halten beschloß, damit sie mit ihrem Leben für die Ruhe ihrer räuberischen Landsleute haften sollten.

Gerhard hatte die Zinne des Thurmes erstiegen und blickte nach der Heerstraße, auf welcher der Bruder mit seinen Schaaren heranziehen sollte, der Bruder, den er um das Theuerste gebracht hatte, was er auf Erden be-

saß. Er stützte den Kopf gedankenvoll in die Hand und blickte in die Ferne hinaus. Furchtbar stürmte es in seinem Herzen, bald freute er sich, daß nun der Augenblick endlich gekommen sei, den er schon lange sehnlichst herbeiwünschte, bald wünschte er, derselbe möchte noch weit entfernt, oder schon längst vorüber sein. —

Am meisten ergrimmte es den unnatürlichen Bruder, daß der Markgraf den Tod nicht im Kampfe gefunden hatte; das wäre ihm das Liebste gewesen. „Sonst treffen die Pfeile der Dänen ganz meisterhaft,“ sprach er zu sich selbst, „und man hat Beispiele, daß sie ein doppeltes Panzerhemd durchbohrten. — Ich weiß, liebte ich meinen Bruder, er hätte gewiß schon lange den Tod gefunden. Aber mein ungünstiger Stern will, daß immer das Gegentheil von dem geschieht, was ich wünsche.“ —

„Doch, dort in der Ferne steigen Staubwolken auf, durchblitzt von Sonnenstrahlen, die sich an Helmen und Panzern, an den Schilden und Speerspitzen brechen; — das ist der Graf und seine Schaaren. Wächter stoße in's Horn, daß gellend das Echo der alten Mauern erwache und in den Triumphton einstimme! Es gilt dem Sieg; mein Bruder hat ihn erfochten, und mein Bruder zieht in seinem Schlosse ein und soll herzlich und feierlich von mir empfangen werden.“ —

Wer die letzten Worte allein gehört hätte, wird ohne Zweifel Gerhard für den besten Menschen gehalten haben, der je Freude über das Wiedersehen eines geliebten Bruders auf aufrichtige Weise an den Tag legt, und doch war Alles klug berechnete Verstellung, denn der Wächter des Thurmes war ihm nahe.

Schmetternd klang jetzt das Horn, daß die Dohlen,

die in den Thurmlöchern nisteten, verstört auffuhren und in kreisendem Flügelschlage die Mauern umflogen. Fröhlich antworteten die Trompeten und Hörner der Schaaren, die jetzt den Schloßberg heraufzogen und mit ihren Fanfaren die Heimath begrüßten.

Gerhard war hinuntergeeilt in den Schloßhof.

Schaar um Schaar der Krieger zog in denselben ein; zuletzt kam umgeben von seinen Edlen und ritterlichen Begleitern der Markgraf selbst, das Haupt mit einem Eichenkranze geschmückt. Mit leuchtendem Auge schaute er lebhaft rechts und links, doch nirgends sah er den theuren Sohn, nirgends die geliebte Gemahlin. Als er vor Jahren einst aus der Schlacht kehrte, hatte sie ihn so freudig begrüßt, die Erinnerung jener Scene war mit unauslöschlichen Zügen in sein Herz geschrieben, und er glaubte, sie auch jetzt zu erleben. Doch ach! er sah weder Weib noch Kind. —

Noch jubelten die Krieger; — der Graf gebot Stillschweigen, und eine Todesstille entstand nun, nur von dem Wiehern der Rosse und ihrem Hufgescharre unterbrochen.

Gerhard näherte sich dem Bruder und sprach mit tiefer Verbeugung: „Seyd mir Alle willkommen, edle Ritter und Herren, in dem Schlosse, dessen seitheriger Schirmvogt ich war. Die ganze Christenheit ist Euch für Eure Tapferkeit Dank schuldig, und wenn sie ihn Euch nicht abstattet, so tröste Euch dafür das süße Bewußtsein in der eignen Brust, Eure Pflicht gethan zu haben in Vertheidigung des Vaterlandes und des Christenglaubens.

„Auch Du, theuerster Bruder, sei mir herzlich gegrüßt; ich bin stolz darauf, mich Deinen Bruder nennen zu dürfen. — Empfange aus meinen Händen Dein Schloß

wieder, ich habe es Dir wohl bewahrt, und Du wirst keinen Stein desselben vermissen!"

Noch immer saß der Graf stumm auf dem Pferde und richtete seinen Blick wie suchend auf die Fenster des Schlosses; doch nirgends sah er Diejenigen, die er über Alles liebte, Diejenigen, welche er vielleicht für immer verloren hatte. Ein ungeheurer Schmerz durchzuckte seine Brust und hastig ergriff er den Arm seines Bruders und hauchte fast unhörbar:

„Gerhard, ach Bruder, wo sind meine Lieben? Wo ist Hilda, wo Heinrich?" —

Diese Frage hatte Gerhard erwartet. Er verhüllte sich das Angesicht mit seiner Schärpe und sagte leise: „Tödte mich, Bruder Gerold, nur verlange nicht, daß ich die Schande Deines Hauses hier vor den Edelsten des Landes verkünde." —

„Du sprichst von Schande, und verbindest dieses Wort mit dem Namen der Meinigen? Heraus mit der Sprache!" rief der Graf mit wildem Lachen, das unheimlich und grauenhaft aus seinem Munde klang.

„Nun Bruder, wenn Du mich denn zwingst, so muß ich Dir es denn wider Willen mittheilen!" sagte Gerhard in betrübtem Tone. „Weder Dein Weib noch Dein Sohn ist mehr in diesem Schlosse, Beide sind für Dich so gut als todt, und Du wirst sie wohl nicht mehr sehen auf dieser Welt." —

Als der Markgraf dieses hörte, wurde er todtenbleich, und es war, als ob ein Blitz ihn getroffen; er wankte im Sattel, die Zügel entsanken seinen Händen, und wie todt sank er vom Pferde auf das Pflaster des Schloßhofes. —

Eine jähe Freude durchzuckte das teuflische Gemüth

Gerhards, doch wußte sich der Heuchler meisterhaft zu verstellen. — Jammernd beschäftigte er sich um den Bruder, die erschrockenen Ritter waren alle von den Pferden gesprungen und zum Beistande des regungslos daliegenden Grafen herbeigeeilt. Man nahm ihm den Helm ab und sah nun, daß das Blut aus einer Kopfwunde strömte, die ihm der Fall auf einen spitzigen Stein verursacht hatte.

Man trug ihn in sein Gemach, und anstatt der Freude herrschte überall Wehklage um das Schicksal des tapfern Führers, denn schon hatten sich Gerüchte verbreitet, welche Nachrichten es gewesen seien, die den Grafen in diesen Zustand versetzt.

Gerhard lud die Ritter und Krieger alle zu einem frohen Mahle und Trinkgelage ein, welches den heimkehrenden Siegern bereitet worden war, doch nur Wenige blieben; die Meisten entfernten sich, als sei es ihnen im Schlosse unheimlich geworden und als fürchteten sie sich an der Stätte zu weilen, die das Unglück so hart getroffen hatte. —

Die Wenigen, welche blieben, verhielten sich sehr schweigsam, und es ging so traurig dabei zu, als zechten sie beim eigenen Todtenmahle. Sie fühlten, daß Freude und Lust sich nicht mit dem traurigen Schicksale vertrügen, das der Besitzer des Schlosses erfahren. — Nur Einer, — saß er auch trübe und stumm da, — war fröhlichen Herzens und frohlockte in seinem Innern, und dies war Gerhard, denn Einer der Knappen, der etwas von der Wundarzneikunst verstand, hatte ihm im Vertrauen mitgetheilt, daß sein Bruder nicht mehr lange leben werde, und er betrachtete sich schon im Geiste als Herrn der Burg und der ganzen Grafschaft.

Noch saß er unter den Zechern, als man ihn an

seines Bruders Lager rief. — „Ach Gerhard!" rief ihm dieser, nur mit dem Gedanken an sein Weib und seinen Sohn beschäftigt, zu, „erzähle mir doch um Gotteswillen, wie es gekommen ist, daß ich meine Hilda und meinen Heinrich verloren habe, so daß ich sie nie, nie wieder sehen soll?"

„Nun, da Du denn darauf bestehst, lieber Bruder," sagte Gerhard, „so will ich Dir, obwohl höchst ungern, den Verlauf der Sache mittheilen: Schon oft hattest Du Gelegenheit, zu erfahren, daß Deine Frau höhere Wissenschaften besitze, als es hier zu Lande bei den Frauen der Fall ist. Sie konnte mit ihren Arzneien die Kranken auf dem Todbette gesund machen, und Wunden, die zwanzig und mehr Jahre alt waren, wieder heilen. Jedermann sah ein, daß dies nicht mit rechten Dingen zugehe, und auch Leute, die selbst etwas von diesen Künsten wußten, sagten also. — Du verbotst ihr daher die Ausübung ihrer Kunst auf das strengste, und sie gehorchte dem Scheine nach. —

„Einige Tage nach Deiner Abreise ging ich in ihr Gemach, um ihr etwas Wichtiges und Nothwendiges zu melden. Als ich eben in ihr Zimmer treten wollte, hörte ich darin sprechen, und, um die Sprechenden nicht zu stören, wollte ich mich wieder entfernen, aber es war, als halte mich der Schutzengel unsres Hauses mit unsichtbaren Händen zurück, und ich hörte, daß eine Stimme, welche hohl und fürchterlich wie aus dem Grabe klang, Deiner Frau Schönheit bis in's höchste Alter und Deine immerwährende Liebe versprach, wenn sie ihren Sohn tödten und den Leichnam im großen Stalle auf fünf Haufen Haberstroh legen und verbrennen würde!

„Erschrocken trat ich eilends in das Gemach, um ein

so entsetzliches Verbrechen zu verhindern, doch zu meinem Erstaunen traf ich Niemand als Deine Gemahlin, welche mir mit der unschuldigsten Miene von der Welt entgegenkam, und mich freundlich grüßend fragte, was ich wünsche. Da entsank mir der Muth, zu ihr von dem Gehörten zu sprechen, und ich entfernte mich nach einigen gleichgültigen Worten wieder. Doch — o des Schreckens! — an demselben Tage brannte der große Stall bis zum Boden nieder, und Dein Sohn verschwand, und Niemand wollte wissen, wohin er gekommen sei, obwohl ich die genauesten Nachforschungen um den geliebten Neffen anstellte. —

„Ueberzeugt, daß Hilda die höllische That wirklich ausgeführt habe, kehrte ich mich durchaus nicht an ihr Jammern und ließ sie in den Kerker führen und so fest als möglich verwahren, willens, sie gefangen zu halten bis zu Deiner Zurückkunft aus dem Kriege. Doch als man ihr am andern Tage Nahrung bringen wollte, da waren die Schlösser zwar noch wohlverschlossen, das Eisengitter vor dem Fenster noch ganz, doch anstatt Deiner Gemahlin, theurer Bruder, war nur noch ein großer schwarzer Rabe darin, welcher ein höhnisches Gekrächze begann, dem Manne, der das Essen bringen wollte, drei Mal um den Kopf und dann durch die Gitter des Fensters und in das Freie hinausflog. Bedenke also, welch' eine höllische Zauberin Dein Weib sein mußte, daß sie sich in einen schwarzen Raben verwandeln konnte. Ist es unter diesen Umständen nicht besser, Du findest sie Dein ganzes Leben lang nicht mehr, als daß Du ferner mit einer gottlosen Zauberin lebst?"

„Gott im Himmel! ist es möglich!" rief der Graf voll Schmerz und Verzweiflung aus.

„Wie Bruder, glaubst Du mir nicht? Ich habe eine

Menge Zeugen, die sahen den Brand des großen Stalles, sahen die kleinen Knochen des unschuldigen Kindes, welche man im Schutte fand, — sahen den leeren Kerker und die unverletzte Thüre." —

Doch der Graf hörte Nichts mehr; sein Kopf sank auf die Brust, noch einen tiefen Athemzug, und es schien, als sei Alles vorüber. Der heilkundige Knappe eilte herbei, betrachtete ihn erschrocken und sagte: „Mit meinem guten Herrn ist es aus!" Gerhard drückte dem Bruder die Augen zu, welches er unterlassen hätte können, da sie sich schon von selbst geschlossen hatten, und eilte aus dem Gemache, um der Trinkgesellschaft zu melden, daß sein Bruder todt und er jetzt Markgraf sei. —

Achtes Kapitel.

Aufklärungen.

So war denn Gerhard schneller, als er dachte, an das Ziel seiner Wünsche gekommen, und er bedauerte nur, daß er seine Freude nicht öffentlich zeigen durfte, wie seine erheuchelte Trauer. Herrlich und prachtvoll sollte das Begräbniß des Markgrafen sein, und angemessen seinem hohen Stande und seinem weltbekannten Siegesruhm. Der sonst so geizige Gerhard geizte dies Mal nicht, galt es ja, seine eigene Trauer in gehöriges Licht zu setzen.

Von Nah und von Fern waren hohe und niedere Mit=

glieder der Ritterschaft, wie auch gemeine Kriegsleute herbeigekommen, um ihrem gewaltigen Anführer in den Schlachten die letzte Ehre zu erweisen, bevor über seine Leiche sich der Stein der Gruft wälzte und er für immer den Augen der Welt entschwinden sollte.

Aus einem benachbarten Kloster waren die Mönche herübergekommen und wachten bei dem Sarge des Markgrafen, und hohe silberne Leuchter mit dicken rothen Wachslichtern umgaben denselben. Weihrauchwolken stiegen in die Höhe und die Todeshymnen tönten dumpf aus dem Gewölbe der Schloßkapelle wieder, in der Hilda so oft ihr Herz in frommer Andacht vor dem ewigen Gotte ausgeschüttet hatte. —

Die Thore des Schlosses waren weit offen, Wein und das noch beliebtere Getränk Meth floß in Strömen; denn nach der Sitte der Altvordern war drei Tage lang offene Tafel im Schlosse für Jedermann, und Alles eilte herbei, um an der Leichentrauer Theil zu nehmen und die Gastfreundschaft des Erben in Anspruch zu nehmen.

Im Schloßhofe wimmelte es von Ankommenden, als mitten durch dieses bunte Gewühl jetzt ein Krieger drang, der sein Pferd nach sich zog und sich durch das Getümmel Bahn brach, rechts und links die Leute zurückstoßend, ohne sich viel um ihr Gemurre zu bekümmern und eben so wenig um die Spottreden, mit denen sich die Jüngern unter den Anwesenden über ihn lustig machten.

„Er hat ein Gesicht," schrie der Eine, „das hinreichend wäre, die Dänen ganz allein über das Meer zu jagen."

„Sein Panzer und sein Helm sind schon viele Jahre im Schornsteine gehangen," schrie ein Anderer, „und sehen gerade so schön aus, als ihr Besitzer selbst."

Der Mann, dem alles dies galt, kümmerte sich jedoch wenig um die Spottreden, und fragte nur Einen der Diener des Schlosses, ob Ritter Gerhard zu sprechen sei.

„Der jetzige Markgraf," lautete die Antwort, „ist in der großen Halle und wird sich mit Dir, Freund Jost, wohl nicht abgeben können." —

„Nun so seid wenigstens so gut," meinte dieser, „und meldet ihm, daß ich angekommen bin und ihn gern sprechen möchte."

Der Diener entfernte sich achselzuckend und mit großer Ruhe wartete Jost auf Bescheid, während ihn die Anwesenden, denen seine Häßlichkeit auffiel, neugierig umstanden. Zu ihrem großen Erstaunen kam der Diener in kürzester Frist wieder zurück und gebot Jost, ihm zu folgen, der Herr erwarte ihn in seinem Gemache. Jost folgte, nachdem er sein Pferd in den Stall geführt und ihm Futter vorgeworfen hatte, dieser Aufforderung sogleich und stand in wenigen Augenblicken vor dem jetzigen Burgherrn.

„Wünsche mir Glück," rief dieser, nachdem er durch ein Zeichen den Diener entfernt hatte, „ich bin jetzt Burgherr und Markgraf, und Du sollst für die Dienste, die Du mir schon geleistet hast, die besten Tage erleben!"

„Ihr, Burgherr?" rief Jost trocken, „das seid Ihr so wenig als ich selbst, denn es ist ja hier zu Lande Brauch, daß, wenn der Vater stirbt, dessen Gut an den Sohn übergeht, und dieser Sohn lebt noch."

„Was sagst Du, Unglückseliger?" schrie Gerhard entsetzt, und war so erschrocken, daß er sich an der Fensterbrüstung halten mußte. „Wo warst Du so lange? Ich erwartete Dich schon längst. Hast Du den Buben nicht dem Juden überliefert unter dem Steinkreuze bei den drei Tannen? Gib Bescheid!"

„Gut, ich will Euch getreu Bericht erstatten," sagte Jost ruhig; „hört mich nur an. „Ich ritt den ganzen Tag munter vorwärts und am Abend bin ich richtig bei den drei Tannen eingetroffen. Da kommt Einer auf mich zu und will den Buben von mir; doch kam mir das Ding etwas verdächtig vor, und ich wollte ihn von der offenen Straße weglocken, um ihm hinter dem Hügel den Garaus zu machen, wenn es sich zeigte, daß er nicht der Rechte sei. Da fiel mir der Fremde plötzlich in die Zügel und gleich darauf kam ein ganzer Haufe aus dem Walde heraus und wollte mich gefangen nehmen, was denn auch geschehen wäre, denn viele Hunde sind des besten Hasen Tod, wenn ich nicht den Knaben vom Pferde geworfen und mich muthig durchgehauen hätte."

„Jetzt ist Alles verloren," seufzte schmerzlich Gerhard; „so nahe am Ziele seiner kühnsten Wünsche zu sein und dieses doch nicht erreichen zu können, ja selbst dabei noch in Gefahr zu kommen; das ist Mißgeschick! Da hat mich wahrscheinlich der Jude in eine Falle gelockt, und ich bin jetzt verrathen; doch man hat mich noch nicht, heute noch ergreife ich die Flucht!"

„Geduld, edler Herr!" entgegnete Jost, „Ihr dürft ganz ruhig bleiben, die Sache hat nicht so gar viel auf sich. Hört nur weiter! Ich ritt in den Wald, und wahrlich, es war ein schlimmer Ritt, denn meine Feinde schossen mit stählernen Armbrustbolzen nach mir. Im Walde band ich mein Pferd an einen Baum und kroch auf allen Vieren durch die Gesträuche zu der Stelle, wo sich meine Feinde, die mich überfallen und mir den kleinen Heinz abgenommen hatten, soeben mit ihm unterhielten. Sie brachten aber nichts aus ihm heraus, obwohl sie ihn auf alle mögliche Weise ausfragten, und aus ihren Reden entnahm ich, daß

sie selbst durchaus nicht wußten, wem das Kind gehöre. Bald darauf kam der Jude daher, dem ich den Heinz hätte bringen sollen, und sie nahmen ihn gefangen und führten ihn mit sich fort!"

„Der Jude verräth mich nicht, seine eigenen Thaten sind zu verwickelt mit den meinigen, als daß er Verrath wagen durfte! Doch erzähle weiter Jost, wo warst Du seit dem?"

„Ich machte mich wieder zu meinem Pferd zurück," erwiederte Jost, „um hieher zu reiten und Euch von dem Vorgange in Kenntniß zu setzen, als ich einer Abtheilung versprengter Dänen in die Hände fiel, die mich trotz meiner lebhaften Gegenwehr gefangen nahmen und als Wegweiser gebrauchten, um wieder in ihr Land zu gelangen. Ich leistete ihnen diesen Dienst, wofür sie mir das Leben schenkten, und ich ritt dann spornstreichs hieher, um Euch diese Nachrichten alle zu hinterbringen!"

„Sie machen mir eben keine große Freude, das kannst Du glauben," sagte der Ritter, „doch will ich mich von ihnen auch nicht zu sehr niederschlagen lassen. Ich will schon noch herausbringen, wo der Knabe hingekommen ist, und dann soll mit Deiner Hilfe Alles in Ordnung kommen, und zwar recht bald!"

„Ihr könnt auf mich rechnen," versprach Jost, „denn ich sehne mich recht sehr nach einem ruhigen Plätzlein und habe das Herumziehen und ewige Fechten in Streitigkeiten, die mich nichts angehen, herzlich satt!"

„Nun ich will Dir schon helfen," sagte Gerhard, „vorausgesetzt, daß mein Bruder nicht wieder aus dem Grabe ersteht. — Er hat in seinem ganzen Leben noch nicht weiser gehandelt, als daß er so schnell gestorben ist;

doch stille damit, man soll der Todten nicht erwähnen, ehe sie begraben sind, sie könnten sonst wieder auferstehen!"

Und als sollten sich diese Worte auf der Stelle bewahrheiten, ging die Thüre auf, und mit hohlen eingefallenen Augen und leichenblassem Gesichte, wie ein aus dem Grabe Erstandener, trat der Markgraf Gerold ein.

„Erbarmen, Erbarmen, Bruder! verzeih mir!" schrie Gerhard, und drückte sich, als sähe er ein Gespenst, in eine Ecke des Gemaches, die Hände weit vorstreckend, während Jost durch die geöffnete Thüre schleunigst das Weite suchte. —

„Beruhige Dich, Gerhard!" sagte Gerold, „ich bin kein Geist, obgleich ich nahe daran war, einer zu werden. Ich lebe wie Du, laß mir Wein bringen, denn ich bin ganz ermattet und bedarf der Stärkung sehr."

Inzwischen hatte sich die überraschende Nachricht von der Auferstehung des todtgeglaubten Markgrafen im ganzen Schlosse verbreitet; Alles jubelte und strömte nach dem Gemache, um Den zu sehen, der eben noch zur rechten Zeit und vor seinem Begräbnisse in's Leben zurückgekehrt war. Man erzählte sich nun, wie es gekommen war, daß der Graf wieder erwachte. Ein Greis, der einst als kräftiger Mann den Markgrafen in den Waffen geübt hatte, war, geleitet von seinem Sohne, in die Kapelle gekommen, um die Leiche noch einmal zu sehen, bevor selbe in die Gruft gesenkt werden sollte. Lange hatten ihm die Mönche die Erfüllung seiner Bitte verweigert, ihm den Sarg noch einmal zu öffnen, und erst, als sie seiner durchaus nicht anders los werden konnten, seinem Wunsche nachgegeben.

Geraume Zeit war der Greis in den Anblick der ihm so theuern Züge versunken gewesen und hatte dem An-

denken des Verstorbenen manche Thräne geweint, als er endlich zum Abschiede die herabhängende Rechte des biedern Mannes ergriff, sie derb schüttelte und sagte: „Schlaf wohl, Du großer Graf, im Leichentuche, bis die Posaunen der Engel Dich einst erwecken werden und hinrufen vor den Thron des allmächtigen Gottes, um dort den Lohn alles des Guten zu empfangen, was Du hienieden schon auf Erden gethan hast!“

Da fühlte der Greis plötzlich ein leises Zucken in der Hand des Todtgeglaubten; die hohe Gestalt richtete sich im Schreine auf und sprach: „Wie, wollt Ihr mich begraben, ehe ich noch todt bin?“ — Erschrocken lief Alles davon, nur der Greis blieb und verließ den Grafen erst vor dem Zimmer, in welchem er Gerhard wußte, und eilte dann, die Freudennachricht im ganzen Hause zu verkünden. — — —

Was in Gerhards Brust vorging, kann man sich vorstellen.

„Mein Bruder muß ein bezaubertes Leben besitzen,“ sprach er grimmig zu sich selbst. „Nichts schadet ihm; doch nur Geduld, endlich muß ich doch an's Ziel kommen!“

Der Heuchler bezeigte öffentlich die größte Freude über das Wiederaufleben seines Bruders, blieb jedoch nur bis zu dessen gänzlicher Wiederherstellung im Schlosse und ritt sodann auf seine eigenen Güter, wo er sich tagelang mit dem alten Bösewicht, dem Jost, einschloß und über finsteren Plänen brütete.

Mit dem Markgrafen war jedoch eine große Veränderung vorgegangen. Das war nicht mehr der kraftvolle, lebensfrohe Mann in der Blüthe des Lebens, er glich nur mehr dem Schatten seiner ehemaligen Gestalt. Sein Fußtritt irrte unsicher im Gange, sein Auge brannte fieberisch

und sein Haupthaar und Bart begannen schon grau zu werden.

In dem Schlosse ward es öde, Gras wuchs in dem Hofe, die Pferde standen unbenützt in den Ställen und die Waffen rosteten in den Kammern; doch der Graf achtete dessen nicht und stand lieber vor der Gruft der Ahnen, leise vor sich hin sprechend: „O wie schön ist es da unten und wie kühl, — o könnte ich bald da ruhen, ausruhen von allen Leiden, welche die Erde mir brachte!" —

Dann stahl sich wohl auch manche Thräne aus seinem Auge und fiel in seinen verwilderten Bart; er schlich zurück in die Halle und setzte sich an das offene Fenster und sah träumerisch auf den Boden, wo die Sonnenstrahlen, die sich in den gemalten Fensterscheiben der Halle brachen, bunte Bilder hinzauberten. Aber plötzlich fuhr er wieder auf und blickte überall umher — aber es war nur das Rauschen eines Dänenbanners, mit dem der Wind sein flüsterndes Spiel trieb, das ihn aufgeschreckt hatte, und träge schaute er wieder vor sich hin.

So vergingen Tage um Tage, Monate um Monate, Jahre um Jahre, und der Graf glich mehr einem Schlafwandler als einem Lebenden. Da trat an einem schönen Tag im Mai, wo Alles grünte und blühte, und die Bienen summend von Blume zu Blume flatterten, um Honig zu sammeln, der alte Jägermeister zu dem Grafen, der gedankenvoll am Fenster saß gleich einem in Stein ausgehauenen Bild und redete gar bewegt:

„O lieber Herr! verzeiht, daß ich Euch störe. Ihr liebtet einst so sehr die Jagd; habt Ihr denn nun ganz das Vergnügen vergessen, das sie Euch sonst gewährte, und wollt Ihr denn gar nicht mehr ausziehen mit Euren getreuen Jägersleuten in den schönen grünen Wald?"

Der Graf starrte den Redner mit großen Augen an, sprach aber kein Wort. Der Jägermeister wischte sich eine Thräne aus den grauen Wimpern und drehte verlegen die mit Fuchspelz besetzte Mütze zwischen den Fingern. Endlich faßte er Muth, ging zur Thüre hinaus und redete draußen einige Zeit lang mit Einem der Jäger, trat dann dreist vor den Grafen hin und meldete, während die Jagdhörner im Hofe in schmetternden Klängen ertönten, indem er dem Grafen einen glänzenden Jagdspeer überreichte: „Es ist Alles bereit, die Pferde sind gesattelt, es wird heute das schönste Wetter geben, und wir wollen daher jetzt in den Wald aufbrechen!"

Der Graf ergriff den Jagdspeer, musterte ihn mit leuchtenden Augen; eine seltsame Röthe überlief sein bleiches Gesicht, er erhob sich und folgte sogleich dem Jägermeister. Unterwegs sah er jedoch auf seine Kleidung und rief: „Nein, so können wir nicht gehen, ruft Berchtold, er soll mich umkleiden!"

Erfreut erfüllte der alte Jäger diesen Befehl, und bald saß der Graf in Jagdkleidung zu Pferde; gar lustig ging es jetzt, nachdem die Jäger mit Jubelgeschrei ihren Gebieter begrüßt hatten, in den Wald. Bei dem Anblicke desselben schien die alte Waidlust in dem Grafen wieder rege geworden zu sein, und erst am späten Abende kehrten sie Alle wieder nach dem Schlosse zurück. —

Es schien, der Graf wollte nun wieder einholen, was er so lange versäumt hatte; er war wieder Tag für Tag im Walde.

An einem Abende hatte er sich von der Schaar seiner Jäger verirrt; einen majestätischen Hirsch verfolgend, war er immer tiefer in den dichten Wald gekommen, und konnte endlich nichts anders thun, als vorwärts dringen, denn hinter

ihm schien sich das Dickicht fortwährend wieder zu schließen. Der Graf kletterte über Felsen und an Abgründen hin, wo jeder Fehltritt ihm das Leben kosten konnte, von Zeit zu Zeit in sein Horn stoßend, um zu erforschen, ob nicht Menschen in der Nähe wären." Er hatte soeben diesen Versuch wiederholt, als er dicht neben sich eine derbe Baßstimme rufen hörte:

„Wer seid Ihr? Freund oder Feind?"

„Ein Verirrter bin ich," entgegnete laut genug, um verstanden zu werden, der Graf; „Freund gegen Freund, Feind gegen Feind!"

„Gut, wenn es so ist," rief die Stimme, „so will ich Euch freundlich helfen, bleibt auf Eurem jetzigen Standpunkte stehen und gebt nur fortwährend mit Eurem Horne ein Zeichen, damit ich Euch finde, denn das Gesträuch ist hier ungemein dicht und die Dämmerung schon tief hereingebrochen."

Bald rasselte es neben dem Grafen, und aus dem Gesträuche trat ein in rauhe Bärenfelle gehüllter Mann, der ein Schwert an der Seite und eine Keule in der Faust trug. „Gebt mir Eure Hand," sprach er, „damit ich Euch zu meiner Wohnung führe, die nicht weit entfernt ist, denn Ihr möchtet sonst auf dem Wege Schaden nehmen." —

Der Graf folgte dem Gebote seines Führers, und nach ungefähr einer Viertelstunde kamen sie in ein enges Waldthal und bald darauf auf einen kleinen Platz, wo die Bäume umgehauen worden waren. Hier war eine rohe Hütte von Baumstämmen errichtet. Auf das Klopfen des Führers wurden von Innen die Riegel von der Thüre geschoben und geöffnet, worauf Beide eintraten. — In der Hütte herrschte stockfinstere Nacht, doch der Begleiter

des Grafen machte Licht und zündete einen Kienspan an, welcher den Raum der Hütte einigermaßen beleuchtete.

Allerlei Jagdgeräthschaften hingen an den Wänden neben den Fellen erlegter Thiere, und am Herde saß ein Greis, der den Markgrafen mit lebhaften Blicken betrachtete.

„Nun guter Freund," sagte der Graf zu seinem Begleiter, „wer seid Ihr?"

„Ich bin eigentlich gar Nichts," antwortete dieser unbefangen, „von Jugend auf hatte ich große Freude an der Jagd, zu dienen aber desto weniger; da zog ich hieher in den dicksten, verworrensten Forst, wo noch nie ein Mensch oder ein Jagdhund eindrang, und hing meiner Lieblingsneigung nach. Seit den zwanzig Jahren, welche ich nun schon hier zubringe, seid Ihr der zweite Mensch, den ich zu sehen bekomme. Der erste war dieser Greis hier!" —

„Dieser Greis hier!" rief erstaunt der Graf, „wie kam er in diesen Wald?"

„Die Bosheit der Menschen hatte ihn hieher gebracht," war die Antwort. — „Vor ungefähr sieben Jahren ging ich durch den Wald, meiner Hütte zu, als ich seitwärts im Dickicht weinen und klagen hörte. Ich trat näher und fand diesen Mann unter einem Baume sitzend; er konnte vor Entkräftung nicht mehr weiter. Da lud ich ihn auf meine Schultern und trug ihn hieher, und seitdem blieb er bei mir, ißt mit mir aus einer Schüssel und liegt mit mir auf einem Lager. —"

„Wie kam denn der Greis in den Wald?" fragte der Graf, dessen Neugierde erwacht war und dem der Alte bekannt schien, obwohl er sich nicht erinnern konnte, wo er ihn gesehen haben mochte. — „Hat er denn Niemand

auf der Welt zu dem er sich zurück sehnt, keine Söhne, Freunde oder Verwandte?"

Seine Freunde mußte er meiden, seine Söhne haben längst die Dänen erschlagen, und wie er in den Wald kam, sollt Ihr gleich hören," lautete die Antwort.

„Er genoß um früherer Dienste willen das Gnadenbrod auf einem Schloß hier in der Nachbarschaft. Man beschuldigte seine edle und gute Gebieterin der unerhörtesten Gräuelthaten; da nahm er sich den Muth und trat keck zu ihrer Vertheidigung auf, und ein Bösewicht, ein Bruder des abwesenden Schloßherrn, welcher der grausamste Verfolger seiner frommen Schwägerin war, ließ durch seine rohen Kriegsknechte dem Greis, dessen kühne Offenherzigkeit ihn aufgebracht hatte, einen Bettelsack auf die Schulter legen, einen Stab in die Hand geben und dann in den dichtesten Wald führen, mit den ärgsten Bedrohungen, im Falle er sich je wieder in der Nähe des Schlosses blicken lassen werde."

„Bei Gott!" rief der Graf, „diese Gräuelthat wird doch nicht auf meinem Schlosse geschehen sein? Ich schwöre Euch, ich weiß kein Wort von allem Dem, was Ihr hier erzähltet?"

„O bester gnädigster Gebieter!" stammelte der Greis, und warf sich dem Grafen zu Füßen und umklammerte dieselben; „Gott sei gelobt, ihm sei heißer Dank gebracht, daß er mir in meinen alten Tagen noch einmal die Gnade zu Theil werden ließ, Euch zu sehen und Euch zu begrüßen! O sagt mir schnell, was macht meine Gebieterin, die tugendsame Markgräfin Hilda?"

Des Grafen Antlitz überflog es mit Zornesröthe. Er schritt jäh zurück, und hätte ihn der rüstige Waldbewohner nicht aufgehalten, so wäre er zu Boden gestürzt;

er ermannte sich jedoch bald wieder, verhüllte mit den Händen das Gesicht und flüsterte in seltsamen Angsttönen: „Stille, alter Knabe, wenn Du mich liebst; Hilda ist eine böse Hexe gewesen, sie hat meinen Sohn, den Heinrich, dem Satan geopfert. Mein Bruder ließ sie darauf einkerkern, die Zauberin aber verwandelte sich in einen schwarzen Raben und flog als solcher zum Fenster hinaus."

Der Graf schwieg, er rollte die großen Augen wild unter den düstern Brauen und blickte dabei auf den Boden und faßte den Griff seines Jagdmessers. „O mein Gott!" fuhr er dann tief aufathmend fort, „alle Tage meines noch übrigen Lebens wollte ich gerne dahin geben, wenn ich nur wüßte, daß sie schon lange, lange gestorben und im Himmel wäre; so hätte ich doch Hoffnung, sie noch einmal zu sehen und in alle Ewigkeit mit ihr vereinigt zu sein dort in der großen Freude; aber nun, wo anders kann sie nun sein als bei ihrem Verbündeten, dem Satan in der Hölle?"

Mitleidig betrachtete der Greis den Grafen. — „O wenn ich ihm nur helfen könnte!" murmelte er. „Gnädiger Herr!" sagte er jetzt laut, „könnt Ihr mir denn nicht sagen, wann und wie der Knabe verschwunden sein soll?"

„Das soll geschehen sein, ehe der Brand in der großen Stallung auskam; hat man doch in den Brandruinen Heinrichs Gebeine gefunden. Hilda soll ihn in die Stallung gelegt, und diese dann angezündet haben."

„Welch' entsetzliche Lügen!" rief ergrimmt der Greis. — „Ich und alle Bewohner des Schlosses können bezeugen, daß jene Gebeine die eines Schweines waren. Und was das arme junge Herrlein betrifft, so sahen wir Alle es noch nach dem Brande an der Hand seiner Mutter unter uns wandeln, und erst gegen den Abend zu wurde es ver-

mißt. O hättet Ihr nur den Schmerz Eurer guten Frau über den Verlust ihres Kindes gesehen, Ihr würdet gewiß nicht an eine solche That geglaubt haben.

„So dachten alle Bewohner des Schlosses, und erst die beständigen Drohungen Eures Bruders müssen sie auf andere Gedanken gebracht haben, wenn sie nun anders denken und sprechen.“

Der Graf hatte sich auf die Bank geworfen, die in der Hütte stand, und sah den Greis, während dieser sprach, unverwandten Blickes an. Als derselbe geendet hatte, warf er einen betenden Blick gegen Himmel und sprach, indem er andächtig die Hände faltete: „O Gott, gib, daß ich meine Hilda wieder finden möge rein und schuldlos, und schenke mir auch meinen theuren Sohn Heinrich wieder!“

Die beiden Waldbewohner hatten unwillkürlich die Hände gefaltet, und vereinigten ihr Gebet mit jenem des Grafen. — Draußen hatte sich inzwischen ein furchtbarer Sturm erhoben, so daß die Bäume des Waldes gar schauerlich ächzten und stöhnten, und manchmal tönte dazwischen das Geheul eines hungrigen Wolfes, — aber in des Grafen Brust war es ruhig geworden, wie schon lange nicht mehr. —

Gerne hätte er noch länger mit dem guten Alten gesprochen, doch er fühlte seinen Körper stärker als sonst angegriffen und war der Ruhe sehr bedürftig. Der Waldbewohner führte ihn daher, als er ihm sein Verlangen kund gab, zu einem weichen Ruhelager von zartem Moose, über welches Thierfelle ausgebreitet waren.

Bald schlummerte er ein und träumte süß; er träumte von den schönen Tagen der Vergangenheit, dann umgaukelten ihn wieder freundliche Bilder der Hoffnung, und er

glaubte, es sei möglich, daß es für ihn wohl auch noch Freude auf dieser Welt geben könne. Schon stand die Sonne hoch am Himmel, als er erwachte. Ithier, so hieß der Waldbewohner, war schon fortgegangen, um ein Wild zu suchen, das er gestern angeschossen hatte, der Greis aber war beschäftigt, einen tüchtigen Braten am Spieße zu drehen, den er von Zeit zu Zeit mit schmackhaftem Bärenfett begoß. Bald kam auch Ithier wieder zurück. Der Graf bat sie, ihre Hütte zu verlassen und mit ihm auf sein Schloß zu kommen, wo sie ein bequemeres Leben ohne Mühe und Mangel führen sollten, wo sein freundlicher Wirth seine Jagdlust in reichlichem Maaße befriedigen könnte, und der gute Greis seine Tage ruhiger und angenehmer verleben werde. Doch vergebens redete er ihnen zu.

„Ich mag nicht mehr unter die Menschen," sprach der Greis, „die der Besten ihres Geschlechtes, meiner gnädigsten Gebieterin, Eurer guten Frau, so schlimm mitgespielt haben. Habt Ihr sie einmal wieder gefunden und lebt Ihr an ihrer Seite glücklich, so könnt Ihr mich einmal im Walde besuchen und gerne will ich dann wieder in die Welt ziehen, wenn ich noch so viele Kraft dazu besitze."

„Ich will noch weniger aus dem Walde!" meinte Ithier, „hier gibt es keinen Feind für mich, als Nebel, Regen und Wind. Ich bin allein, ich habe keinen Verleumder, keinen Dieb, noch sonst irgend einen Spitzbuben um mich, — wie könnte ich also diesen Ort verlassen, um zu den bösen Menschen zurückzukehren? Doch, Herr Graf! genießet ein Trinkhorn voll selbstgemachten Methes und ein Stück dieses saftigen Rehbratens!"

Der Graf ließ sich das Frühstück wohl schmecken, und

brach dann mit seinem Begleiter auf, nachdem er von dem Greise herzlichen Abschied genommen hatte, der ihn mit Thränen in den Augen bat, doch alles Mögliche zu thun, um die Gräfin wieder aufzufinden, denn sie sei gewiß unschuldig, und nur Gott möge wissen, wie elend es ihr vielleicht in diesem Augenblicke ergehe. —

Der Graf versprach es tiefbewegt und eilte dann mit Ithier, der ihn auf die bekannten Waldpfade zurückzugeleiten versprach, aus der Hütte in den frischen und thauigen Morgen hinaus. —

Die Beiden schritten lange Zeit schweigend neben einander her. Der Graf war in Gedanken zu sehr mit den Anstalten beschäftigt, welche er zu treffen gedachte, um seine Gemahlin wieder aufzufinden, und dem Waldbewohner Ithier war das Schweigen eine zweite Natur geworden, so daß sich kein Gespräch zwischen ihnen anknüpfen wollte. —

Endlich waren sie an eine Waldesstelle gekommen, welche dem Grafen wohlbekannt war; Ithier wollte jetzt Abschied nehmen, aber der Graf sprach:

„Ich weiß nicht, was Ihr von meinem Muthe denken werdet, lieber Freund! allein es läuft mir eiskalt den Rücken hinunter, und es ist mir, als sollte ich Euch bitten, mich noch ein Stück zu begleiten!"

„Das will ich gerne thun und zwar um so lieber, als ich selbst erst neulich ein Beispiel erlebte, daß mit Ahnungen durchaus nicht zu spaßen ist. Ich ging meiner Hütte zu, als sich ein gewaltiger Sturm erhob, der die stärksten Bäume knickte, als wären es Binsenhalme am Ufer eines Sees. So kam ich an einen Gabelweg, das heißt, an eine Stelle, an welchem sich zwei Fußpfade theilen, um nach einigen Dutzend Schritten wieder zusammen

zu führen. Wie gewöhnlich wählte ich jenen Pfad, welcher der nähere war, und schon war ich einige Sekunden auf ihm fortgeschritten, als mich ein seltsames Gefühl bewog, umzukehren und in den andern Weg einzulenken. Dies war mein Glück; denn wäre ich fortgeschritten, so hätte eine wurzelfaule Tanne, die in demselben Augenblicke stürzte, ohne Zweifel mir das Essen und Trinken auf meine ganze Lebenszeit verleidet."

Kaum hatte Ithier ausgeredet, als ein Bolzen, von einer Armbrust abgeschossen, aus dem Dickicht zischte, dem Grafen die Stirne streifte und die Mütze vom Kopfe riß. Erschrocken stieß dieser einen schwachen Schrei aus und zog das Schwert; doch Ithier war schon in ungeheuren Sprüngen dem Gesträuche zugeeilt und hatte nach kurzer Jagd den meuchelmörderischen Schützen eingeholt. — Jetzt aber entspann sich ein wüthendes Gefecht. Der, welcher auf den Grafen geschossen — Jost war es, der Diener und Vertraute von Ritter Gerhard — wollte sich durchaus nicht gefangen geben, und wie er denn ein verzweifelter, entschlossener Bösewicht war, so vertheidigte er sich auch dies Mal tapfer und auf's Aeußerste.

Doch er hatte einen Gegner gefunden, der ihm gewachsen war. Ithier fing gewandt die Streiche seines Gegners mit seinem eigenen kurzen Schwerte auf, und schwang zu gleicher Zeit mit der Linken seine Keule, so daß Jost sich gleichsam von zwei Feinden bedroht sah. —

Er schaute sich um, die Flucht zu ergreifen, als er den Grafen zur Hilfe Ithiers herbeieilen sah. So schnell als möglich wollte er sich jetzt von dem ersten Gegner befreien, ehe er es mit Zweien zu thun bekäme, und versetzte dem Ithier einen gewaltigen Streich auf die Achsel, der jeden Andern um den Arm gebracht hätte; aber die zottige

Bärenhaut, mit welcher Ithier bedeckt war, verursachte, daß der Streich auch nicht die geringste Wirkung hatte.

In demselben Augenblick aber schon traf Ithiers Keule seinen Gegner so furchtbar auf die Stirne, daß dieser auf der Stelle lautlos zu Boden sank. —

Jetzt kam der Graf herbei und betrachtete den Gefallenen. —

„Kennt Ihr ihn, gnädiger Herr?" fragte Ithier. —

„Nein!" versetzte der Graf, „aber froh bin ich, daß ein Gaudieb weniger auf der Welt ist." Er ahnte nicht, daß sein eigener Bruder ihm den Mörder gedungen hatte. „Der Mann konnte gut schießen," fuhr er fort, „und wenn er den frischen Wind berechnet hätte, steckte sein Bolzen in meinem Gehirne anstatt in jener Eiche. Ich will heute einige Jäger herausschicken, daß sie den Burschen begraben. Aber Freund, was ist Dir? Warum stierst Du den Todten so an?"

Ithier, der auf seine Keule gestützt, den Todten noch immerfort starr anblickte, sagte endlich: „Es ist immer etwas Schauderhaftes, einen Menschen zu morden. Gott behüte mich, irgend Jemanden zu tödten, wenn es nicht, wie dies Mal, zu meiner oder meiner Mitmenschen Vertheidigung geschehen muß. Heute habe ich einmal recht kennen gelernt, was Gefahr ist, denn der Mann hier muß sein Leben lang mit dem Schwert umgegangen sein, und um ein Haar hätte er mir das Leben genommen."

Ithier begleitete den Grafen noch ein Stückchen weit, worauf sie von einander Abschied nahmen, und der Graf versprach Ithier, ihn nächstens zu besuchen, worüber dieser zwar Freude geäußert, doch auch ganz ernsthaft hinzusetzte:

„Kommt, Ihr seid zu jeder Stunde, bei Tag und bei Nacht willkommen, und Euer Besuch wird sowohl mir als

meinem alten Freunde stets die größte Freude machen; doch bitte ich Euch, laßt Eure Pracht, Eure Diener, Eure Pferde und dergleichen ferne von meiner Hütte; dieser Anblick könnte sonst mein Herz verlocken, nach den Eitelkeiten der Welt zu streben, mit der ich nichts mehr zu schaffen haben mag."

So sprach er und ging seines Weges; der Graf sah ihm nach und bewunderte den stattlichen Gang des Mannes und seinen kräftigen Bau, und winkte grüßend mit der Hand, als jener sich noch einmal umwandte und seine Mütze zum Abschied schwenkte.

Bald stieß der Markgraf auf seine Diener, die ihn wehklagend gesucht hatten und nun fröhlich mit ihm dem Schlosse zuzogen. Von dieser Zeit an schien ein neuer Geist in den Grafen gekommen zu sein, und er strengte in geheimnißvoller Thätigkeit alle seine Kräfte wieder an. —

Neuntes Kapitel.

Ein Besuch bei Herrn von Buchenheim.

Boten wurden abgesandt, in der Nähe und Ferne die verschollene Hilda aufzusuchen, doch Alle kehrten zurück, ohne die geringste Spur gefunden zu haben. Die Ritter, die dem Grafen untergeben waren und ihn alle liebten und achteten, waren erfreut, ihm einen Beweis ihrer Zuneigung geben zu können, und sandten auf eigene Hand ihre Diener

aus, um ihre unglückliche Herrin suchen zu helfen, doch Alles war fruchtlos. —

Entmuthigt von der Erfolglosigkeit ihrer Anstrengungen, gaben sie die Hoffnung auf, Hilda noch einmal wieder an der Seite ihres Gemahles zu sehen, und zwar um so mehr, als um diese Zeit im Lande ein Bürgerkrieg ausbrach, der Alles in Verwirrung zu setzen drohte.

Herzog Thilo war nach jahrelangem Leiden gestorben, gestorben an den Folgen der Krankheit, von welcher ihn Niemand befreien konnte. Noch im letzten Augenblicke seines Lebens verlangte er nach dem Judenarzte Isaak, der ihm seiner Meinung nach allein helfen konnte; Isaak aber war schon seit lange spurlos verschwunden.

Des Herzogs Bruder, Humprecht, hatte die nächsten Ansprüche auf das Herzogthum; doch einige mächtige Grafen glaubten, wenn auch nicht ein näheres Recht, doch die Macht zu besitzen, sich mit Gewalt der Waffen auf den herzoglichen Thron zu schwingen.

Des Markgrafen Gerolds Streiter rückten wieder in's Feld, und schon ihr Erscheinen entschied die noch zweifelhafte Sache für Herzog Humprecht. Besiegt warfen sich ihm die empörten Vasallen zu Füßen und waren froh, als er ihnen gegen das Versprechen, die Waffen niederzulegen und in Zukunft treue und gehorsame Unterthanen zu sein, jede Strafe erließ.

Unter den Kriegsschaaren des Markgrafen Gerold befand sich auch ein Ritter, Namens Erchimbald, der Sohn eines armen Edelmannes. Da er keine eigene Burg besaß, so hielt er sich meistens auf den Burgen der reichern Ritter und Grafen auf, froh, wenn man ihn duldete, und in der Hoffnung lebend, vielleicht durch die Hand eines schönen Ritterfräuleins einmal eine eigene Burg zu er-

werden. — Jeder der heimkehrenden Krieger hatte eine Heimath, in die er nach dem Kampfe freudig wiederkehrte. Erchimbald hatte keine, und so war es ihm gleich, wann er auf Gerolds Burg, wo er sich meistens aufhielt, eintreffen werde. Er trennte sich also von den heimziehenden Kriegerschaaren, ließ sein Rößlein, das all sein Hab und Gut war, alle Tage ein paar Stunden traben, und nahm sodann die Gastfreundschaft des nächsten besten Ritterschlosses in Anspruch, blieb dort, so lange er sich wohl gelitten sah, und zäumte sein Pferd wieder, wenn er glaubte, lästig zu sein, oder es ihm selbst nicht mehr gefiel.

So finden wir den guten Ritter eines Tages in einem Walde. Es ging schon mit dem Tage und mit der Geduld des Ritters zur Neige.

Er fühlte Hunger und Durst, und nichts wäre ihm willkommener gewesen, als der Anblick einer Burg. Allein der Wald wollte kein Ende nehmen, wohl aber der Pfad, auf welchem der Ritter bisher geritten, und er sah mit Verdruß, daß jetzt Weg und Steg verschwunden waren.

Er stieg vom Pferde und suchte den Zügel in der Hand nach einem Wege. Da er keinen fand, band er sein Pferd an einen Baum und suchte durch das Gestripp und Dickicht sich einen zu bahnen. Da wich auf einmal der Boden unter ihm, und er stürzte eine ziemliche Strecke einen jähen Felsenabhang hinab, nur seine eiserne Arm- und Beinbekleidung schützten ihn vor einer schweren Verletzung. —

Gleichwohl wurde er völlig bewußtlos und blieb auch die ganze Nacht hindurch in diesem Zustande liegen. Am nächsten Morgen trieben Hilda und Anna ihre Heerde in jene Gegend, als Anna in der Ferne etwas schimmern sah. Hastig lief sie darauf zu und erstaunte nicht wenig,

als sie den bewußtlosen Ritter da liegen sah; ihr lautes Geschrei rief ihre Gefährtin herbei. Diese versuchte sogleich, ihm den Helm loszumachen, was denn auch gelang. Hilda holte dann in ihrem Trinkgefäße Wasser aus einer nahen Quelle, und goß es dem Ritter über das Gesicht.

Dieser kam endlich zu sich und starrte mit großen Augen seine Retterin an. „Ei, Frau Markgräfin, seid Ihr's?" rief er verwundert, und seine großen Augen schienen immer größer zu werden; „wie kommt Ihr hieher? Ich halte mich für den glücklichsten aller Ritter, da es mir gegönnt ist, zum Leben zurückgerufen mich sogleich eines so holden Anblickes erfreuen zu können!"

Hilda erschrack so heftig, daß ihr das Wassergefäß aus der Hand fiel. Doch besann sie sich schnell, und in der Hoffnung, daß der Ritter doch noch getäuscht werden könne, rief sie: „Ei, seid Ihr doch von Eurem Falle ganz verwirrt geworden, da Ihr mich armes Weib gar für eine vornehme Frau haltet!"

Der Ritter richtete sich beschämt in die Höhe und sagte: „Daran ist nur Euer Gesicht schuld, denn es sieht einer Gräfin, die ich vor Jahren sah, ganz ähnlich. Aber da schwatze ich hier mit Euch, anstatt Euch zu bitten, meinen Schimmel zu suchen; ich habe das Pferd droben im Gebüsche angebunden und hoffe, es wird noch dort sein, denn es wäre mir gar sehr leid, wenn dem guten Thiere ein Unfall begegnet wäre."

Bei diesen Worten sah er sich nach allen Seiten lebhaft um und versuchte, sich zu erheben; die erhaltenen Quetschungen ließen dieses jedoch nicht zu, und er sprach:

„Gute Frau, ist nicht irgend ein Schloß in der Nähe oder die Wohnung eines Edelmannes, wo ich Aufnahme finden kann, bis ich wieder hergestellt bin?"

Hilda bejahte seine Frage und auf ihr Geheiß mußte Anna, die mit dem Pferde die Klippe herabkam, eilends nach Hause laufen, um dort zu melden, was hier vorgefallen wäre. —

Herr von Buchenheim saß mit den Seinigen soeben beim Frühstücke, als Anna athemlos gelaufen kam und in der Hast nicht gleich Worte finden konnte, zu melden, was sie melden sollte. Der Edelmann ertheilte sogleich die nöthigen Befehle und ritt selbst nach dem Thale, wo Ritter Erchimbald lag, ihm Gastfreundschaft zusichernd, so lange er krank sei, „und wenn Ihr genesen seid," setzte er gutmüthig dazu, „treibt man Euch auch nicht von dannen, und Ihr könnt bleiben so lange Ihr wollt!"

Solche Rede klang wie Musik in die Ohren des heimathlosen, fahrenden Ritters; er sprach seinen herzlichen Dank aus, und wurde auf einer Tragbahre nach dem Edelhof gebracht, wo er bald wieder seine vollkommene Gesundheit erlangte.

Die Erinnerung an die Hirtin, deren erster Anblick so tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte, war jedoch gänzlich aus seinem eben nicht starken Gedächtnisse verschwunden. Hiezu mochte nicht wenig beitragen, daß er sie nicht mehr zu sehen bekam, denn Hilda mied seinen Anblick, indem sie sich nicht muthwillig der Gefahr einer Entdeckung ihres wahren Standes preisgeben wollte.

Erchimbald und der Herr von Buchenheim waren gar vertraute Freunde geworden, und der Erstere schien gar keine Lust zu haben, sein Pferd wieder aus dem Stall zu ziehen und von dannen zu reiten. Es schmeckte ihm Alles gar wohl auf dem Edelhofe, und der Hausherr war froh, einen Begleiter auf der Jagd zu haben, der seinen Erzählungen mit Aufmerksamkeit zu lauschen schien, und

wenn ihm der Fluß der Rede stockte, wohl selbst die mannigfaltigsten Abenteuer von fröhlichen Turnieren, kühnen Kämpfen und blutigen Schlachten zum Besten geben konnte. —

Inzwischen war ein Fest herangenaht. Die Hirten und übrigen Dienstboten des Edelhofes, welche sonst fast immer vom Hause abwesend waren, durften diesen Tag zu Hause bleiben und in der großen Halle mit ihrer Herrschaft an einem Tische speisen. Zur Rechten des Hausherrn saß der Gast Ritter Erchimbald und musterte mit neugierigen Augen die zahlreiche Versammlung. Da erblickte er unter den Dienerinnen auch Hilda und alsobald fiel ihm die große Aehnlichkeit wieder auf, die sie seiner Meinung nach mit der Gemahlin des Markgrafen Gerold hatte, und er konnte sich nicht mehr enthalten, dem Herrn von Buchenheim zu sagen, als dieser ihm scherzend vorwarf, dem Weinbecher so wenig zuzusprechen:

„Bei Gott! bei dem Anblick, den ich habe, vergißt man sowohl Essen als Trinken. Jene Hirtin, die an dem untersten Ende der Tafel sitzt, gleicht einer gar vornehmen Frau, die ich vor Jahren sah, so sehr, als ein Ei dem andern."

„Und darf man wissen, wer jene Frau war?" fragte Herr von Buchenheim, indem er einen bedeutsamen Blick mit seiner Gattin wechselte. —

„Das dürft Ihr kecklich," entgegnete Ritter Erchimbald; „es war die Gemahlin des berühmten Kämpfers, gegen die Dänen, die Frau des großen Markgrafen Gerold, von dem ich Euch oft schon erzählte. Sie ist nicht mehr bei ihrem Gemahl, sondern spurlos verschwunden. Einige Leute sagen, ein Engel habe sie in den Himmel geholt, denn sie soll außerordentlich fromm und gut gewesen sein,

und viel Unglück erfahren haben. Andere sagen wieder, sie sei eine gefährliche Hexe gewesen, und der Satan habe sie lebend geholt; wieder Andere meinen, sie schmachte wohl in einem Kerker des Schlosses ihres Gemahls, und werde aus unbekannten Ursachen die Sonne nicht mehr auf Erden zu sehen bekommen."

Gut war es, daß die übrigen Anwesenden die Rede des fremden Ritters nicht verstanden, indem er so leise sprach, daß sie nur das Ohr Derjenigen erreichten, für die sie bestimmt war. In dem Herzen der Frau und des Herrn von Buchenheim entstand die feste Ueberzeugung, Hilda sei die Markgräfin, über welche so verschiedene Gerüchte gingen. — Hilda hatte aus den Blicken des Ritters Erchimbald wohl abgenommen, daß die Rede von ihr sei. Es überlief sie ein Schauder; ihr Angesicht wurde bald blaß bald roth, und sie war mehrmal einer Ohnmacht nahe. —

Unter solchen Umständen war es ihr Glück, daß das Mittagsmahl soeben zu Ende war, und die Theilnehmer desselben sich nach dem Gebete zerstreuten. — Ritter Erchimbald ging in den Stall, um nach seinem Pferde zu sehen. Gar freudig wieherte ihm das gute Thier entgegen, und sobald der Ritter dies hörte, war er des Edelhofes satt, und es dünkte ihm, es müsse nichts Lieblicheres geben, als auf der breiten Heerstraße gemächlich dahin zu traben. —

Kaum hatte er dies gedacht, so war sein Entschluß auch gefaßt; er klopfte dem Pferde auf den Rücken, schaute nach den Hufeisen, und maß ihm mit eigenen Händen ein Mäßlein Haber vor. Er ging sodann zu Herrn von Buchenheim, dankte ihm in zierlicher und wohlgesetzter Rede für Alles, was er Gutes in dessen Behausung ge=

nossen hatte und bat schließlich um die Erlaubniß, wieder kommen zu dürfen, wenn ihn sein Weg hier vorbeiführe.

„Wie, Ihr wollt schon wieder aufbrechen?“ entgegnete unangenehm überrascht der Edelmann, „und gerade ist die schönste Zeit zur Bärenjagd vor der Thüre. Hat Euch Jemand von meinen Hausgenossen beleidigt? Ich werde Euch alle Genugthuung verschaffen.“

„O nein, mich hat Niemand beleidiget,“ sagte lachend Erchimbald; „die Ursache meiner schnellen Abreise sind unabwendbare Geschäfte, die nur Eure Gastfreundschaft und Eure liebenswürdige Gesellschaft mir so lange in Vergessenheit bringen konnten.“

Auf diese Weise zufrieden gestellt, gab der Herr von Buchenheim Befehl, seines Gastes Pferd zu satteln, und lud denselben, während er sich wappnete, ein, bald wieder zu kommen, so daß Erchimbald, gerührt von der großen Güte, halb und halb bereute, den Entschluß zur Abreise so schnell gefaßt zu haben. — Er wäre gern geblieben, wenn er es nur auf gute Art gekonnt hätte, aber nachdem er bereits Abschied genommen, ging es nun einmal nicht mehr an.

Auch die Hausfrau kam, als sie hörte, daß ihr Gast abzureisen gedächte, und sein Reitpferd bereits vorführen sah, mit ihren Kindern herbei; diese wollten sich gar nicht trösten lassen, ihren Vetter, wie sie Erchimbald immer genannt hatten, zu verlieren, und er konnte sie nur damit zufrieden stellen, daß er ihnen versprach, bald wieder zu kommen. —

Das ganze Hausgesinde hatte sich unter der Linde des Hofes versammelt, um den Ritter abziehen zu sehen, der sich durch seine muntere Laune die Liebe Aller erworben hatte. Jetzt schwang er sich, ohne die Steigbügel zu

berühren, in den Sattel, sagte Allen herzliches Lebewohl, winkte noch einmal mit der Hand, gab seinem Rosse den Sporn, und wie ein Pfeil ging es zum Thore hinaus; bald war er den Nachsehenden aus den Augen verschwunden. —

Als er so weit gekommen war, legte er seinem Pferde die Zügel auf den Rücken, schlug die Arme übereinander und verlor sich in tiefes Nachdenken, sein Rößlein gemächlich dahinschreiten lassend.

Er überdachte, wohin er sich jetzt begeben sollte; drei oder vier Burgen fielen ihm ein, aber an jeder hatte er etwas auszusetzen. Dort liebte der Burgherr etwas, was er selbst durchaus nicht leiden konnte; an einem andern Orte gab es eine mürrische Burgfrau, an einem dritten einen geizigen Burgherrn, der jedem Fremden, der bei ihm zusprach, den Bissen in den Mund und die Tropfen in die Kehle zählte, am vierten — doch kurz, der Ritter Erchimbald war durch die gute Bewirthung, die er beim Herrn von Buchenheim genossen, ganz verwöhnt worden; er selbst fühlte dies und meinte endlich, verlegen den Kopf schüttelnd, gerne wollte er noch einmal von einem Felsen herunterstürzen, wenn er dadurch eine Zeit lang wieder ein so herrliches Freiquartier erhalten könnte.

Endlich entschloß er sich, nach der Burg des Markgrafen Gerold zu reiten, wozu ihn halb und halb der Umstand verleitete, Erkundigungen über das Schicksal der Gräfin einzuziehen.

Er war kaum dort angekommen und auf das Wohlwollendste aufgenommen worden, als er seine Nachforschungen begann und bald vernahm, daß der Graf Demjenigen eine namhafte Belohnung versprochen habe, der ihm Nachricht über das Schicksal seiner Gemahlin bringen

werde. — Wie ein Licht ging es in Erchimbalds Seele auf, und er glaubte nun bestimmt, jene Hirtin auf dem Edelhofe des Herrn von Buchenheim sei die Gräfin, obwohl er sich nicht erklären konnte, wie das Alles zusammenhängen möchte.

Er bat seinen Freund, den Jägermeister, ihn vor den Grafen zu führen; denn er hatte ihn noch nicht gesehen, weil derselbe selten sein Gemach verließ.

Der Graf, der Erchimbald gar wohl kannte, empfing ihn mit traulichem Handschlag und sprach: „Es freut mich, Dich wieder auf meiner Burg zu sehen, und ich gedenke nur mit Freude der fröhlichen Tage, die wir schon miteinander zubrachten; doch Du wirst finden, daß sich an mir gar Manches verändert hat.“ —

Ein tiefer Seufzer entfuhr ihm unwillkürlich bei diesen Worten, und Erchimbald fühlte sein Herz bis zu Thränen gerührt. — „Will's Gott,“ sprach er, „so bringe ich Euch eine Nachricht, die Euch wieder fröhlicher stimmen wird. — Wißt also, ich sah in einem Edelhofe, auf welchem ich einige Zeit zubrachte, eine Hirtin, die Eurer vermißten Gemahlin so ungemein ähnlich ist, daß ich im ersten Augenblicke, als ich sie sah, mich nicht enthalten konnte, sie als die Markgräfin anzureden. — Sie läugnete zwar, aber mit solcher Verwirrung, daß mein Glaube eher vermehrt und bestätiget, als vermindert wurde.

„Ich kannte aber Eure Verhältnisse und jene Eurer Gemahlin zu wenig, als daß ich es auf's Gerathewohl wagen wollte, nähere Nachforschungen anzustellen. Nur durch Zufall erfuhr ich, daß sie schon über sieben Jahre auf jenem Edelhofe weilt, und daß sie der Besitzer desselben bei Gelegenheit einer Jagd halbtodt und mit wunden Füßen im Walde gefunden hat.“ —

„Sie muß es sein, sie muß es sein!“ rief der Graf in freudiger Ueberraschung aus. „O guter Gott, wie danke ich Dir, daß Du mein Gebet erhört hast, und mir die Theure wiederum zuführen willst. Auf, Erchimbald! laß unsre Pferde satteln; ein halbes Dutzend meiner Diener soll mich begleiten. Heute noch brechen wir auf; ich will selbst auf Buchenheims Schloß eilen, und sehen, ob Du Dich getäuscht hast oder nicht; ob sie es ist mit ihrem milden Auge, ihrem Antlitz, das an Sanftheit den Strahlen des Mondlichtes gleicht, und mit ihrer ganzen Huldgestalt. Fort, o fort! weh mir, wenn Dich eine flüchtige Aehnlichkeit betrogen hat. O, ich würde den Schlag nicht überleben, und die Täuschung würde mein so hart verwundetes Herz ganz brechen.“

Erchimbald eilte hastig aus dem Gemach, ertheilte die Befehle und lief dann zurück und half den Grafen wappnen. — Es war schon Abend, als sie zum Aufbruche bereit waren, denn Erchimbald war erst Nachmittags im Schlosse angekommen. Die vorgerückte Tageszeit hinderte jedoch den Aufbruch durchaus nicht, und sie ritten bis gegen Mitternacht. Den Grafen trieb seine Ungeduld, das Räthsel bald gelöst zu sehen, immer voraus, und er mußte von Zeit zu Zeit halten, um seinem Gefolge Zeit zu gönnen, ihn wieder einzuholen.

Sie machten im Walde Halt, sich um ein großes Feuer lagernd, das sie angezündet hatten, sich zu wärmen, denn die Nacht war sehr kalt, obwohl man sich im Sommer befand. Der Graf hüllte sich in seinen Mantel und streckte sich auf den Rasen hin; aber schlafen konnte er nicht, in solche Aufregung hatte ihn die Erwartung versetzt; und drückte ihm ja die Ermüdung die Augen zu, so umgaukelten ihn unruhige Träume, welche ihn bald wieder

erweckten. Gegen Morgen saßen sie wieder auf und zogen weiter.

Um die Mittagsstunde des andern Tages trafen sie bei dem Edelhofe ein. Dem Grafen klopfte das Herz nicht wenig, als er die Mauern vor sich sah, in denen seine schon so lange von ihm getrennte Gemahlin lebte. Herr von Buchenheim war sehr erstaunt über den vornehmen Besuch und hieß ihn herzlich willkommen. —

Als Erchimbald nach jener Hirtin fragte, erfuhr er, daß sie bei Tagesanbruch mit ihrer Heerde den Edelhof verlassen habe, aber ihr Herr wollte sie sogleich holen lassen, ahnte ihm ja doch schon einigermaßen der Zusammenhang des Ganzen. Der Graf bat jedoch nur um einen Führer, der ihnen den Weg an den Ort zeigen sollte, wo die Hirtin ihre Schafe hütete. —

Herr von Buchenheim setzte sich selbst zu Pferde und begleitete seine Gäste, ihrem Verlangen zu genügen, und in gespannter Erwartung der Begebenheiten harrend, die sich ereignen würden. —

Hilda saß eben unter einer Tanne, als sie in der Ferne die blitzenden Reiter auf das Thal zusprengen sah. Ihr erster Gedanke war Flucht, denn sie dachte, es könnten vielleicht Dänen sein, die auf Raub auszögen; — doch bald verwarf sie diesen Gedanken, denn sie hielt es für schändlich, das anvertraute Eigenthum ihres Herrn zu verlassen. —

Die Reiter kamen näher; Zwei ritten voraus, in deren Einen sie ihren Gebieter erkannte. — Die Gestalt seines Begleiters schien ihr nicht fremd; noch eine kurze Zeit — und sie erkannte sein Antlitz, und unter dem Ausrufe: „Allmächtiger Vater im Himmel, mein Gemahl!“ stürzte sie ohnmächtig zu Boden. —

Der Graf hatte sie sinken sehen, er hatte ihren Ausruf vernommen, er hatte sie erkannt und war vom Rosse gesprungen; an ihrer Seite niederknieend, nahm er sie in seine Arme und überhäufte sie mit den zärtlichsten Namen, die ihm die Liebe nur eingab! —

Zehntes Kapitel.

Hilda wieder im Schlosse Seeburg.

„Erwache Theure!“ rief er, „uns soll in Zukunft Nichts mehr trennen, mag sich ereignen was immer.“

In solchen Ausrufungen machte sich der Schmerz des guten Grafen Luft. — Da schlug Hilda die Augen auf, breitete ihre Arme aus und lispelte: „Mein Gerold, wie muß ich dem Himmel danken, daß er uns wieder zusammenführte; doch sprich, hast Du meinen Heinrich gefunden, oder weiß man noch immer Nichts von dem armen Knaben?“

„Leider weiß ich Nichts von ihm,“ sprach wehmüthig der Graf, „doch zweifle ich nicht, daß Gott unser gemeinsames Flehen erhören wird und uns das geliebte Kind wieder finden läßt. Nun aber fort von hier, fort nach unserm Schlosse, das Dich schon zu lange nicht mehr in seinen Mauern sah!“ —

„O gerne, gerne,“ entgegnete Hilda, „doch versprich mir, lieber Gerold, Deinem Bruder zu verzeihen, der mich

von Dir trennte, denn nimmermehr konnte ich glauben, daß Deine Lippen den Befehl aussprachen, der mich aus Deinem Schlosse verbannte und mich als Zauberin brandmarkte!“

„Wie, ich sollte den Befehl gegeben haben?“ schrie der Graf, „eher wäre meine Zunge verdorrt. Erst als ich aus dem Kriege zurückkehrte, erzählte mir Gerhard, daß Du unerhörte Schandthaten verübt habest, Schandthaten, die ich in Deiner Nähe nicht einmal auszusprechen wage.“

„Gott sei gelobt!“ sagte Hilda, „denn er hat Alles wohl gemacht, indem er uns wieder zusammenführte; doch verzeihe Deinem Bruder, verzieh doch das Beispiel der erhabensten Liebe, Jesus Christus, seinen Mördern am Kreuze, verzeihe also auch Du, wie ich ihm verzeihe!“ —

„Nun so sei's denn!“ sagte der Graf nach einigem Widerstreben, „wie könnte ich Deinen Bitten widerstehen an einem Tage, wie der heutige ist. Doch Du weißt nicht, für welchen Bösewicht Du Verzeihung erfleht hast. Es ist noch nicht gar lange, daß ein Meuchelmörder im Walde sein Geschoß auf mich abgedrückt; der Mörder aber erlitt selbst den Tod durch die Hand eines Mannes, der mich zufällig begleitete. Meine Leute, die ich in den Wald sandte, um den Leichnam des Erschlagenen zu begraben, erkannten in ihm einen Vertrauten meines Bruders, und es ist kein Zweifel, daß seine brüderliche Liebe mir den Mörder zusandte.

„O wie bedaure ich nun, kinderlos zu sein; so muß ich denn meine Güter nach meinem Tode in seinen Händen wissen, und wenn ich vor Dir sterbe, bist Du, theure Hilda, neuen Verfolgungen von seiner Seite ausgesetzt!“ —

„O kümmere Dich nicht um die Zukunft, bester

Gerold!" ermahnte Hilda. „Vertraue auf den guten Gott; er wird Alles zum Besten lenken. Wir Menschen können nichts thun, als gute Werke aussäen, und unsere Pflichten erfüllen; das Gedeihen müssen wir dem himmlischen Vater überlassen, der uns gewiß seinen Segen nicht versagt, wenn wir ihn kindlich und herzlich um denselben bitten!"

„O wie fromm und tugendhaft bist Du!" sprach der Graf, „und ach! nur ein Thor konnte einen Augenblick zweifeln! Fluch dem Schändlichen, der mich dazu verleitete!" —

„Fluche ihm nicht, theuerster Gemahl! denn wer den Fluch säet, der erntet nur Blut und Thränen und die Ruine seines eigenen Glückes, denn der Fluch fällt oft auf Den zurück, der ihn ausspricht," erwiederte Hilda. —

Jetzt kamen auch die Diener des Grafen herbei, von denen Mancher die Gräfin schon früher gekannt hatte, und begrüßten sie Alle demüthig. Sie dankte ihnen freundlich, und als sie jetzt nach dem Edelhofe zurückgehen wollten, schlug der Graf vor, den Weg zu Fuße zu machen. — Hilda ertheilte jedoch vorher Einem der Diener ihres Gemahls den Auftrag, bei den Lämmern zu bleiben, bis sie Jemand aus dem Edelhofe senden werde, welcher dieses Geschäft übernähme. —

Frau von Buchenheim war nicht wenig erstaunt und erfreut, als sie vernahm, was vorgegangen war. Sie bat die Gräfin um Verzeihung, daß sie selbe zu einer so niedrigen Beschäftigung verwendet habe, und erinnerte sie, daß es ihr eigener Wunsch gewesen sei, welchen sie ihr erst nach vielem Zureden erfüllt habe.

„O meine Beste," sprach Hilda, „grämet Euch deßhalb nicht, es war so Gottes Wille, der jetzt Alles in so

schöne Harmonie aufgelöst hat, was vorher unklar gewesen ist. Ich danke Euch und Eurem Gemahle vielmal für das viele Gute, welches Ihr mir von dem Abende, wo man mich im Walde fand, bis heute erwiesen habt. Gott segne Euch immer dafür, denn nie habt Ihr mich auch nur mit einem bösen oder unzarten Worte gekränkt."

„Wie hätte ich dies auch gekonnt!" entgegnete Frau von Buchenheim, „führtet Ihr doch ein Leben wie eine Heilige. Doch kommt in mein Gemach, — Ihr dürft nicht länger in dieser Kleidung bleiben; Ihr sollt eine von mir anziehen, die zwar auch nicht Eurem Stande gemäß, aber doch jedenfalls für Euch angemessener ist, als Eure Hirtentracht!" —

Ein gar fröhliches Mahl krönte die Freuden dieses Tages. Herr und Frau von Buchenheim hätten gar gerne gesehen, daß der Graf und seine Gemahlin noch einige Tage bei ihnen geblieben wären, allein Ersterer wollte durchaus noch an dem nämlichen Tage aufbrechen. — Hilda war vertraut mit der Reitkunst, wie die meisten Frauen der damaligen Zeit, wo es noch keine Prunk- und Reisewagen gab, und so stand ihrer Abreise denn Nichts im Wege. —

Der Graf hatte bereits den treuergebenen Erchimbald mit der freudigen Nachricht, daß die Gräfin wieder gefunden sei, nach seinem Schlosse vorausgeschickt, und nun wurde aufgebrochen. Herzlich war der Abschied, den Beide von dem Besitzer des Edelhofes nahmen, und der Graf versprach dem Herrn von Buchenheim ein paar treffliche Jagdrosse und Armbrüste zu senden, wenn er den Zelter zurücksenden würde, den seine Gemahlin ritt. Zugleich wollte er durch einen vertrauten Diener Anna abholen lassen, welche Hilda in Zukunft gerne um sich haben wollte.

Der Einzug in das Schloß, aus welchem Hilda so lange verbannt gewesen, war gar feierlich. Von weit und breit waren die Leute herbeigezogen, um die Frau zu sehen, von der man so vielerlei gesprochen hatte und noch sprach. Der erste Gang der Gräfin war nach der Schloßkapelle; da brachte sie Gott ihre aufrichtige Danksagung für die Gnade dar, daß er sie wieder zu ihrem Gatten zurückgeführt.

Ihr Leben war jetzt sehr glücklich, und es fehlte den beiden Ehegatten nur ihr Sohn, nach welchem sie unaufhörlich forschten, ohne jedoch die geringste Spur von seinem Leben oder Tod zu erhalten. Hilda gab indeß die Hoffnung nicht auf, denn sie wußte, daß bei Gott kein Ding unmöglich und seine Hilfe oft Denen am nächsten ist, die sie am weitesten entfernt glauben. —

Der Graf hatte ihr einst erzählt, wie er von einem alten Manne im Walde die erste Veranlassung erhalten habe, ihr nachzuforschen. Hilda erinnerte sich jenes Greises noch sehr wohl und äußerte das Verlangen, ihn zu sehen. Der leiseste Wunsch seiner Gemahlin war dem Grafen Befehl, und so brachen sie Beide, nur von einem Diener begleitet, schon am andern Tage nach der Hütte im Wald auf. —

Gerold hatte sich zwar den Weg, der zu ihr führte, sehr wohl gemerkt, doch bedurfte es aller seiner Aufmerksamkeit, um nicht irre zu gehen. Als sie an die Stelle kamen, wo einst nach dem Grafen geschossen worden war, zeigte er seiner Gattin den Armbrustbolzen, der noch immer in dem Baum steckte. Zitternd dachte Hilda der Gefahr, in welchem das Leben des theuren Gatten geschwebt hatte, und pries Gottes Vaterhuld, der den Todespfeil von ihm ablenkte. —

Endlich hatten sie die Waldhütte erreicht. Der Graf ließ den Diener vor der Thüre warten, und trat mit seiner Gemahlin in die Hütte. Ein düsteres Halbdunkel herrschte in ihr; der Greis lag auf dem Lager und betete, Ithier aber kniete mit gefalteten Händen neben ihm. Er erblickte wohl die Eintretenden, gab ihnen jedoch bedeutsam ein Zeichen, daß sie schweigen sollten; sie gehorchten dem Winke und lauschten den Worten des Greises.

„O Vater im Himmel“ sagte er langsam „meine Tage sind zur Neige gegangen und das Oel meiner Lebenslampe erlischt. So nimm mich denn gnädig auf zu Dir in Deinen Himmel, den Du allen Christen verheißen hast, die Deine Gebote erfüllen. Ich habe zwar auch gesündiget in meinem Leben, doch verzeihe mir Ewiger und gedenke nicht meiner Missethaten, sondern der Verdienste Deines göttlichen Sohnes, Jesus Christus, der für alle reumüthigen Sünder den bittern Kreuzestod gestorben ist. Ja, ich fühle es, Allgütiger, Du hast mir verziehen, und ich werde bald in Deinem Reiche sein.“

Ein sanftes Lächeln überflog seine bleichen Züge, und er schloß die Augen. Dann öffnete er sie wieder, und seine Blicke fielen auf den Grafen und seine Gemahlin.

Er erkannte sie Beide augenblicklich und rief: „O ich danke Dir, Du guter und gnädiger Gott, der Du mir noch die Freude machtest, um welche ich Dich so oft gebeten habe, vor meinem Tode meinen Herrn noch einmal zu sehen, dem ich so lange treu gedient habe, und seine fromme Gattin. O seid mir Beide herzlich und vielmal gegrüßt; der allmächtige Gott im Himmel segne und schütze Euch und bewahre Euch vor allen Gefahren des Leibes und der Seele.“ —

Das lange Sprechen schien ihn erschöpft zu haben,

denn er machte eine lange Pause; endlich fuhr er fort und es war als käme himmlische Begeisterung über ihn. —

„Ich sehe Eure Zukunft offen vor mir daliegen; Leiden und Trübsale werden Euch auf's Neue niederdrücken, und Euer Glücksstern wird abermals auf kurze Zeit in undurchdringliche Nacht gehüllt sein. Doch seid nur getrost! Ich sehe, wie auch diese Trübsal wieder vorübergehen wird, wie noch Freude und Wonne Euch bereitet ist, und wie Ihr den Sohn wieder finden werdet. — Ob Letzteres noch auf dieser Erde oder erst Jenseits geschehen wird, das kann ich nicht erschauen.

„Doch ich fühle meinen Tod nahen! — O mein Gott! — sei mir gnädig, o Jesu, du Sohn Gottes, erbarme dich meiner!" —

Er seufzte und sank zurück. Der Engel eines seligen Todes hatte den Frommen hinübergeführt in den Schooß des himmlischen Vaters. —

Ithier, der rauhe Waldbewohner, weinte; der Graf und die Gräfin aber standen ernst und leise betend da.

„Hast Du es vernommen, lieber Gerold?" begann endlich Hilda, „auf's Neue erwarten uns Leiden und Kummer. O ich flehe Dich an, traue mir, und wenn man mich auf's Neue verleumden will, zweifle nicht mehr an meiner Unschuld und verdamme mich nicht, ohne mich zuvor gehört zu haben."

„Tröste Dich, liebe Hilda!" sprach freundlich der Graf, „mögen des Schicksals Wetterwolken drohen, und bräche des Unglücks Nacht herein, nimmer mehr will ich Dich verlassen und sollte ich gezwungen sein, den Bettelstab zu ergreifen und in Deiner Gesellschaft das Brod vor der Thüre fremder Leute zu erbetteln. Und hast Du nicht auch die tröstliche Verheißung gehört, die der Mund

des frommen Greises aussprach: Entweder hier oder dort im Himmel erwartet uns nach dem Kummer, der uns noch droht, die Fülle der Wonne und Freude!"

Ithier kniete noch immer an dem Lager. Jetzt erhob er sich und drückte dem Greise die Augen zu und sprach: „Schlafe sanft, — wie Dein Leben, so war auch Dein Tod; Gott weiß es, ich wollte nicht mehr zu den Menschen zurückkehren, aber jetzt kann ich nicht mehr im Walde bleiben, wo das Rauschen des geringsten Laubes mich an den Verlust Dessen erinnerte, der mir Alles war, — Vater, Freund und Rathgeber."

„Nun, so kommt mit mir auf mein Schloß," sprach der Graf, „Ihr sollt so behandelt werden, daß Ihr keine Ursache finden werdet, Euch aus der Gemeinschaft der Menschen wieder in die Oede der Wälder zurück zu wünschen." —

Ithier nahm dankbar des Grafen Anerbieten an; dieser beschloß, sogleich wieder aufzubrechen, um nicht von der Nacht im Walde überrascht zu werden. Ithier wollte noch bei der Leiche wachen, und der Graf versprach, in den nächsten Tagen mit einem Priester zurückzukehren, damit dieser den Greis mit kirchlicher Feierlichkeit zur Erde bestatte. Er machte den Vorschlag, die Leiche nach dem Kirchhofe des nächsten Dorfes bringen zu lassen, doch da Ithier sagte, es sei immer des Verstorbenen Wunsch gewesen, im Walde zu ruhen, und zwar in der Nähe der Hütte, wo er die glücklichsten Tage fern vom Geräusche der Welt erlebt habe, so hatte der Graf dagegen auch Nichts mehr einzuwenden.

Am zweiten Tage darauf kam der Graf wieder in Begleitung seiner Gemahlin, eines Priesters und einiger Diener. Unter einer alten Eiche, die ihre Aeste weithin

über die Hütte breitete, und in deren Laube die Vögel sangen, wurde ein Grab gegraben, und da hinein legten sie ihn, nachdem der Priester die Erde geweiht hatte, in welcher der fromme Alte wieder zur Erde werden sollte. —

Dann setzte ihm Ithier ein einfaches Kreuz auf das Grab und pflanzte zwei junge Birken daneben, in deren Laub der Wind sein flüsterndes Spiel trieb, als wolle er allen Bäumen des Waldes erzählen, wie fromm Derjenige gewesen, welcher darunter ruhe. —

Still und ernst wandelten Die, welche dem Begräbnisse beigewohnt hatten, wieder nach Hause, begleitet von Ithier, der nicht ohne Schmerz die friedliche Hütte verließ, in der er so viele Jahre in idyllischer Ruhe verlebt hatte. — Er trat in die Dienste des Grafen, und da um diese Zeit der alte Jägermeister starb, betraute ihn der Graf mit dieser Stelle, überzeugt, daß sich Niemand besser für sie eignen, oder sie mit mehr Treue, Sorgfalt und Pünktlichkeit versehen würde. —

Von Gerhard, des Grafen Bruder, hörte und sah man Nichts mehr auf des Markgrafen Burg. Er brachte seine Tage auf seiner Felsenfeste Falkenhorst zu, brütend über Plänen, die alle auf das Verderben seines Bruders zielten. Die Habsucht, mit welcher ihn nach den Gütern des Markgrafen gelüstete, steigerte sich von Tag zu Tag, je mehr er Hindernisse sah, sie befriedigen zu können. —

Keine Grenzen hatte seine Wuth, als er bald nacheinander von dem Tode des Jost und dann von dem Wiederfinden der Markgräfin Nachricht erhielt. Je mehr er die Unmöglichkeit einsah, seinen Bruder und dessen Frau zu verderben, desto mehr entbrannte er aber vor Begierde, eine Gelegenheit zu finden, ihnen noch irgend ein Leid zuzufügen. —

Ob Gott wohl zulassen wird, daß der Bösewicht wenigstens noch einen Theil seiner Rachepläne in Ausführung bringe? — Wer kennt seine Wege und seine unerforschlichen Rathschlüsse!

Eilftes Kapitel.

Im Kloster.

Draußen in der Welt ging es unruhig her, doch in dem Kloster, in welches man einst den kleinen Heinrich gebracht hatte, da war es ruhig und still, als hätte der Friede selbst seinen Wohnsitz darin aufgeschlagen. —

In der Kirche des Klosters schmückten zwei Mönche einen Altar und redeten gar Mancherlei miteinander. „Ich glaube, der jüngste Tag kommt bald," meinte der Eine, schon ein Mann in vorgerückterem Alter; „hat man je von so vielem Unglück gehört, das zugleich über dies Land hereingebrochen ist? Zuerst entsteht ein furchtbarer Sturm, daß das Meer mit haushohen Wogen über seine Ufer tritt, Menschen und Vieh mit fortreißt und blühende Fluren in öde Sandflächen verwandelt, so daß da, wo der Fleiß der Menschen gesäet hat, jetzt Nichts gefunden wird, womit sie den Hunger stillen könnten. Kaum ist die Wehklage über dieses Unglück im Lande verhallt, kaum sind die Thränen darüber vertrocknet, da entsteht ein entsetzliches Erdbeben, und die Mauern spalten sich, wanken, stürzen ein, und erschlagen viele Menschen. Ist doch auch unser Kloster dabei zu Schaden gekommen, und der Pater

Sakristan von einem stürzenden Balken so am Kopfe verletzt worden, daß er drei Tage hernach den Geist aufgab."

„Was wollen aber alle diese Ereignisse gegen die furchtbare Krankheit sein, die jetzt wüthet?" versetzte der Jüngere der Mönche. — „Der Tod geht unaufhörlich um und wüthet mit unerhörter Grausamkeit. Ganze Dörfer stehen leer, von unsern Brüdern sind schon ein ganzes Dutzend gestorben und ich erwarte jeden Augenblick, daß die Glocke uns den Tod des Dreizehnten verkünden wird. Heute soll nach dem Willen unseres hochwürdigsten Abtes ein feierliches Bittamt gehalten werden, damit Gott gnädigst seine Zuchtruthe von unserm unglücklichen Lande abwenden möchte."

„Und wißt Ihr, was nachher geschehen wird, und warum wir diesen Altar, der über den Gebeinen eines heiligen Martyrers errichtet ist, zu schmücken beauftragt sind?" fragte der ältere Mönch. —

„Ich weiß es nicht, Bruder Antonius, und wünsche, es von Euch zu erfahren," sagte der Andere. „Gut, ich will es Euch sagen: der Ritter Botho von Landssperg ist auf die Bitte des Abtes gekommen und wird unserm lieben Heinrich vor diesem Altare den Ritterschlag ertheilen. Hierauf wird er uns bald verlassen und in die Welt hinausziehen, und wer weiß, ob meine alten Augen ihn je einmal wieder sehen werden."

Die beiden Mönche waren inzwischen mit ihrer Arbeit fertig geworden und entfernten sich, nachdem sie sich ehrerbietig vor dem Hochaltare verbeugt hatten, aus der Kirche. Bald schallten auch die Glocken weithin vernehmbar, die Gläubigen zum Gebete rufend, durch den Wald, und die Bewohner der einzelnen Hütten, die in demselben

zerstreut waren, eilten von allen Seiten herbei, und bald war die kleine Kirche gedrängt voll andächtiger Beter. —

Im Vordergrunde der Kirche, nicht weit vom Altare, kniete in einem besondern Stuhle ein alter, eisgrauer Ritter. Ein Silberharnisch deckte seine Brust und auf derselben trug er ein goldenes Kreuz, welches mit einer Kette von demselben Metalle um seinen Hals befestiget war. —

Ihm zur Seite kniete in frommer Andacht hingegossen ein gar stattlicher Jüngling, der das achtzehnte Jahr noch nicht zurück gelegt haben konnte. Braune Ringellocken fielen ihm um den Hals und Nacken und standen sehr wohl zu seiner lichtbraunen Kleidung. Jeder, der die beiden Beter sah, wurde unwillkürlich selbst zur Andacht hingerissen, gleichwie eine Feuerflamme bald das dürre Holz ergreift und in lichter Lohe gegen Himmel flammt. —

Der Gottesdienst war zu Ende; die kräftigen Gesänge der Mönche waren verklungen, und das Volk verlief sich allmählig. — Jetzt erhob sich der alte Ritter und gab dem Jünglinge, der neben ihm kniete, ein Zeichen, worauf sie Beide zum Altare schritten. Der Alte zog sein Schwert aus der Scheide, berührte damit dreimal die Schultern des Jünglings und sprach: „Das dulde Du von mir, und sonst von Keinem wieder!“

Er nahm dann von einem Seitentische ein Schwert, umgürtete den Jüngling damit und sagte: „Ich habe Dich nun in Kraft meiner Würde als Bannerherr zum Ritter geschlagen und umgürte Dich hiemit mit dem Schwerte, welches in Deiner Hand stets als Schirm der Bedrängten und als Schutz derselben zum Schrecken der Gottlosen leuchten möge.“

Dann schnallte er ihm die Sporen mit den Worten an: „Wie die Sporen das Pferd antreiben, stets unermüdet vorwärts zu laufen, so möge Dich das Bewußtsein der hohen Ritterwürde, welche ich Dir hiemit ertheilt habe, immerfort anspornen, vorwärts zu schreiten auf der Bahn der Rechtschaffenheit und der Tugend, ohne Scheu vor Widersacher und dem Spotte der Welt." —

„Nun, geliebter Sohn und Mitgenosse! erhebe Dich, junger Ritter, und komm in meine Arme!" — Und freudig umarmte der junge Heinrich den guten alten Ritter, der Thränen der Rührung vergoß. Der Jüngling hatte seine Waffenwache schon in der vergangenen Nacht verrichtet, und so verließen denn Alle, nachdem sie noch eine Zeit lang innig gebetet hatten, die Kirche.

In dem Zimmer des Abtes nahmen sie heute ein freundschaftliches Mahl ein, welchem auch der lange Hans beiwohnte. Hans war kein Leibeigener des Herzogs mehr; der Abt hatte ihn losgekauft, und er wohnte schon seit mehreren Jahren im Kloster. Nach dem Essen theilte der Abt dem jungen Ritter Heinrich mit, was er über sein Herkommen wußte, aber dies war sehr wenig, denn er konnte ihm nur erzählen, wie er als Knabe dem Tode entrissen worden sei, und daß er wahrscheinlich aus einem sehr vornehmen und edlen Geschlechte stamme. —

Der gute Jüngling wurde über diese Nachrichten sehr betrübt; er hatte sich immer für den Sohn eines Freundes des Abtes gehalten, der in einer Schlacht geblieben. Es wäre ihm lieber gewesen, wenn sich die Sache auf diese Weise verhalten hätte, als daß er sich jetzt einer beständigen Ungewißheit preisgegeben sah und einem ruhelosen Sehnen nach Eltern und Geschwisterten,

welches vielleicht sein ganzes Leben hindurch unerfüllt bleiben sollte.

Der Abt tröstete ihn, indem er sprach: „Die Wege, die Gott die Menschen führt, sind so wunderbar und so künstlich verschlungen, daß wir Menschen uns schweigend und ohne Murren den Fügungen seiner Allmacht überlassen dürfen. Er, der die Schwalben und die Störche jährlich von unsern Küsten in ein wärmeres Land und zur rechten Zeit, auch nicht um einen Tag zu früh oder zu spät, wieder zurückführt, wird doch den Menschen, ein höher organisirtes Wesen als jene Thiere, den er nach seinem Ebenbilde geschaffen und dem er selbst eine unsterbliche Seele einhauchte, nicht einem unbestimmten Zufalle überlassen, sondern seiner Bestimmung hier und dort würdig entgegenführen. Tröste Dich daher, mein Sohn, und vertraue der weisen Fügung seiner Vorsehung!"

Auch der alte Ritter Botho stimmte mit den Bemerkungen des Abtes ein und sagte: „Nur Geduld, lieber Heinz! nächster Tage brechen wir von hier auf, und dann geht's in das Leben hinaus. Durch unser ganzes Herzogthum, von Burg zu Burg wollen wir ziehen, und Deine Eltern suchen, und es müßte mit schlimmen Dingen zugehen, wenn wir sie nicht wirklich finden sollten." —

Das Gespräch der Versammelten wurde hier durch einen Mönch unterbrochen, der dem Abte meldete, draußen stehe ein Bote von Herzog Humprecht, der ihm ein Schreiben von äußerster Wichtigkeit zu überbringen habe.

Der Abt befahl, ihn sogleich vorzuführen, und der Bote trat ein. Es war ein kurzer, dicker Mann, dessen Nase von übertriebener Neigung zur Weinflasche zeigte. Er nahm aus einer verschlossenen Tasche, die er um den

Leib geschnallt trug, ein sorgfältig zusammengelegtes Pergament und überreichte es dem Abte. —

Dieser las, entfärbte sich etwas und sprach dann zum Boten: „Begleitet diesen Mönch hier, er wird Euch einige Erfrischungen vorsetzen. In höchstens einer Stunde bin ich bereit, Euch zu begleiten."

Als der Bote sich entfernt hatte, sagte der Abt zu den Anwesenden: „Denkt nur Freunde! Da erhalte ich einen Befehl vom Herzoge, unverzüglich in sein Residenz-Schloß zu kommen, indem es Dinge von der größten Wichtigkeit zu verhandeln gebe. Nun ist es zwar keine Seltenheit, daß ich bei solchen Veranlassungen meinen Rath ertheilen muß, doch es heißt im Schreiben weiter, ich möchte mich darauf einrichten, daß meine längere Abwesenheit dem Kloster keinen Nachtheil bringe."

Alle wunderten sich darüber mit dem Abte. Der fromme Mann aber sprach: „Was Gott thut, das ist wohlgethan, und so wird auch diese Angelegenheit, mag sie auch betreffen was immer, im Plane seiner Weisheit liegen, und ich darf meine Mitwirkung nicht versagen. Ihr müßt Euren Auszug nun noch einige Zeit verschieben, bis ich wieder zurückkomme, dann wird sich das Uebrige schon finden; jetzt aber lebt wohl, ich habe noch mehrere höchst wichtige Geschäfte zu besorgen." Und mit diesen Worten entfernte er sich.

Ehe noch eine Stunde verflossen war, hatte er Alles in Ordnung gebracht, und verließ dann in Begleitung des Boten das Kloster.

Zwölftes Kapitel.

Wolken verhüllen den Himmel.

Es war ein trüber Abend am Anfange des Herbstes, als auf dem Schlosse zu Seeburg Markgraf Gerold mit seiner Gemahlin am Kamine saß. Beide waren in trübes Nachdenken versunken. Die schnell auf einander folgenden unglücklichen Naturereignisse hatten die edlen Herzen der beiden Gatten sehr betrübt; Beide hatten aber Alles gethan, was sie nur irgend konnten, um die Noth zu lindern, die weit und breit im Lande herrschte.

Als die verheerende Krankheit ausgebrochen war, welche so vielen Menschen das Leben kostete, hatte sich Gräfin Hilda bei Tag und Nacht keine Ruhe gegönnt und unermüdet sich der Pflege der Erkrankten gewidmet. Sie gab ihnen Arznei, wachte an dem Bette der Kranken, und so kam es denn, daß im Schlosse selbst Niemand starb, und in dem großen Dorfe, welches am Fuße des Schloßberges lag, nur wenige Personen der Krankheit unterlagen.

Der Graf hatte große Angst ausgestanden, und war beständig für das Leben seiner geliebten Gemahlin besorgt gewesen, doch als er sah, daß alle seine Bitten sie nicht von der Ausübung christlicher Nächstenliebe abhalten konnten, gab er sich geduldig darein, wohl wissend, daß jedes Menschen Leben in Gottes Hand steht, und daß ohne seinen Willen kein Haar vom Haupte fällt. — Er untersagte ihr nicht mehr die Anwendung der ärztlichen Kenntnisse,

welche sie besaß, hatte sie ihn doch auf das Gründlichste überzeugt, welche Kräfte in den Kräutern und Wurzeln verborgen seien, daß diese Kräfte Gott selbst hineingelegt, und daß er den Menschen den Verstand gegeben habe, damit sie diese Kräfte zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit benutzen möchten.

„Ob wohl diese schreckliche Krankheit bald aufhören wird?" sprach der Graf; „ich flehe stündlich zu Gott, daß er es geschehen lassen wolle. Ich habe gar keine Freude mehr an meinen Lieblingsbeschäftigungen. Aus jedem Busche im Walde scheint mir der Tod sein grinsendes Leichenantlitz zu zeigen, die ganze Natur erscheint mir wie ein großes Leichenhaus und der Nebelduft, der von der Erde gegen Himmel steigt, scheint mir nach Moder und Verwesung zu riechen." —

„Hoffen wir, daß Gott die Geißel bald aufhören lassen werde in dem Lande, das er so schwer züchtiget!" entgegnete Hilda. „Er ist unser gütiger und liebevoller Vater, und wird dieses Leid vorübergehen lassen, wenn es Zeit ist. Erinnerst Du Dich nicht mehr der Worte des sterbenden Greises in der Hütte im Walde? Verhieß er uns nicht noch Leiden und Trübsale? Er versprach aber auch, daß selbe bald verschwinden und der Wonne und Freude wieder Raum geben würden."

„Du hast Recht," sprach der Graf, „und wohl erinnere ich mich jener Worte noch, sie sind unvertilgbar in meinem Gedächtnisse eingegraben! Doch ach, theure Hilda, mir scheint es, als ob das Unglück, welches unser Haus treffen soll, noch nicht hereingebrochen ist, sondern erst noch kommen und uns vielleicht schon im nächsten Augenblicke unaufhaltbar überfallen wird!"

„Nun, so laß es kommen!" erwiederte gottergeben die

Gräfin. „Wir können unserm Gotte nicht entfliehen, und ob wir leben oder sterben, wir sind dennoch stündlich des Herrn und wollen ihm vertrauen immerdar!"

Sie sprachen noch, als sich vor dem Schlosse Trompetenklänge vernehmen ließen, so unvermuthet und grauenhaft, daß alle Hunde zu gleicher Zeit laut wurden. Der Graf sprang erschrocken von seinem Sitze auf und eilte an's Fenster, denn er dachte an feindlichen Ueberfall. —

Doch ehe er noch der Gemahlin mittheilen konnte, was er sah, wurde die Thüre des Wohngemaches aufgerissen, und eine Schaar Ritter mit geschlossenem Visire trat herein und stellte sich feierlich ernst neben einander auf. Aus ihrer Mitte trat ein finsterer, hagerer alter Mann auf den Grafen zu. —

„Was soll dies Benehmen, Herr Graf von Halbenfels?" fragte Gerold heftig. „Kommt Ihr als Freund oder als Feind, Herr Oberrichter vom Herzogthum?"

„Ich komme als Euer Freund! aber als ein strenger und rauher Freund!" lautete die Antwort. „Doch fühle ich herzliches Mitleiden mit Dir, Du armer, verblendeter Markgraf, der Du von den Schlingen eines zauberischen Weibes fester umwickelt bist, als der Vogel in dem Netze des Vogelstellers. Wisse, Dein Weib ist vor dem lehensherrlichen Richterstuhle unseres Herzogs eines Bundes mit dem Satan, dem Erbfeinde des Menschengeschlechtes, angeklagt, und diese Anklage ist mit soviel Beweisen unterstützt, daß der Herzog mich abgesandt hat, die Angeklagte zu verhaften, die Beweise, welche gegen sie vorliegen, zu untersuchen und sodann entweder den strengsten Urtheilsspruch auszusprechen oder ihre Unschuld öffentlich bekannt zu machen, und den Ankläger zu bestrafen!"

„Gott im Himmel, welche entsetzliche Nachrichten

bringt Ihr?" rief der Graf Gerold aus, „o sagt mir, wer ist der schändliche Bube, der es wagt, die reinste und tugendhafteste der Frauen so schändlich zu verleumden?" —

„Dies habt Ihr nicht zu fragen!" entgegnete der Oberrichter von Halbenfels. „Ihr seid überhaupt in der Anklage begriffen und nach allen Formen Rechtens müßte ich Euch ebenfalls in den Kerker werfen lassen; verdankt es nur Euren Verdiensten um das Herzogthum, daß ich Euch mit solcher Schmach verschone!"

„Wie, mich in den Kerker werfen und das mir in meinem eigenen Schlosse gedroht?" brauste Gerold auf. „Doch, was sehe ich? Wie Hilda, Du in Ketten? Hier sind meine Hände, fesselt auch mich, ich will mit meiner Gemahlin einen Kerker theilen und ein Loos, denn wenn sie schuldig befunden wird, bin ich es auch." —

Auf dem Gange draußen vor der Thüre des Gemaches entstand indeß ein wildes Getümmel; man hörte Geklirr von Waffen und lautes Rufen. —

Der Oberrichter eilte hinaus, zu sehen, was es gebe. Er fand alle Bewohner des Schlosses in Waffen und in kriegerischem Andrange gegen seine Begleiter, die sich langsam vor der Uebermacht zurückzogen. —

„Was wollt Ihr, Ihr guten Leute?" fragte er. „Wißt Ihr nicht, daß Ihr Euch des Aufruhrs und der Empörung gegen Euren Herzog schuldig macht, dessen Stelle ich hier vertrete? Augenblicklich legt Eure Waffen nieder und zieht Euch zurück, oder es soll Euch Allen schlimm ergehen!"

„Ei, was fragen wir darnach!" schrie trotzig Ithier, der an der Spitze des Haufens angerückt kam, nachdem er im Schloßhofe von den Knappen der Ritter die Ursache ihrer Ankunft erfahren hatte. „Gebt uns unseren guten

Gebieter und seine Gemahlin, die Ihr gefangen genommen habt, oder Ihr sollt lebend nicht aus diesem Schlosse hinauskommen, in welches Ihr das Unglück bringen wollt!" —

„Wie, Du trotziger Mensch," rief der Oberrichter, „Du wagst es, Dich den Befehlen Deines Herzogs zu widersetzen? — Warte, ich will Dich Gehorsam lehren!" Bei diesen Worten zog er das Schwert und drang auf Ithier ein, der sich ihm auch sogleich entgegenstellte, indem er sprach: „Nun, wenn Ihr's denn so haben wollt, kann's gar leicht sein, daß sich das alte Sprüchlein bestätigt: „Ritterblut und Bauernblut, das rann zusammen heute gut!"

Als die Gräfin das Geklirr der Waffen hörte, bat sie flehentlich die Ritter, in deren Mitte sie sich gefesselt befand, ihr doch zu vergönnen, auf den Gang zu treten, um ihre Leute zum Frieden zu ermahnen. Graf Gerold stand seitwärts in stillem Grimme; er war ein getreuer Unterthan seines Herzogs, daher wollte er sich nicht den Befehlen desselben widersetzen und sich zum Vertheidiger seiner Gattin aufwerfen, indem er voll Vertrauen auf ihre Unschuld hoffte, diese werde bald an den Tag kommen und sich auf's glänzendste bewähren. —

Die Gräfin trat indeß vor die Kämpfenden und sagte: „Ach, Ihr lieben Leute, laßt doch vom Kampfe ab, und unterwerft Euch geduldig dem Willen Gottes und Dem, was derselbe über uns verhängt. Ich bin unschuldig, und zweifle daher nicht im Geringsten, daß Gott meine Unschuld an den Tag kommen lassen wird. Euch aber, Herr von Halbenfels, bitte ich, den guten Leuten zu verzeihen, die ja nur aus übertriebener Liebe zu mir und meinem Gatten gefehlt haben."

„Nun, so sei's denn!" sprach Herr von Halbenfels. „Treue und Anhänglichkeit haben bei mir guten Klang,

und den Leuten hier soll verziehen werden, wenn sie sich jetzt zurückziehen, die Waffen niederlegen und ihren gewohnten Beschäftigungen nachgehen!“

Die Leute entfernten sich, nachdem die Gräfin sie noch einmal darum gebeten hatte; Ithier war der Letzte, der ging, und trotzig murmelte er vor sich hin: „So wollte ich doch, ich wäre in der Wildniß meines Waldes geblieben, dann hätten meine Augen doch nimmer solches himmelschreiendes Unrecht gesehen, wie man es hier an unserer tugendhaften Gebieterin verübt.“

Die Gräfin wurde in's Gefängniß abgeführt, doch nicht etwa in ein finsteres Thurmgemach, sondern in ein heiteres Zimmer, das eine weite Aussicht auf das Meer und den Wald gestattete. Das einzige, was sie erinnerte, daß sie eine Gefangene sei, waren ihre gefesselten Hände und der einförmige Ton der Fußtritte eines Kriegsknechtes, der wachehaltend vor ihrem Gemache auf und niederschritt.

Ihre Dienerin Anna brachte ihr täglich die Speisen; es war ihr aber verboten, mit ihrer Gebieterin irgend ein Wort zu reden, und es betrübte diese sehr, wenn Anna auf alle ihre Fragen nur mit Thränen antwortete; und sie hatte so Vieles zu fragen nach ihrem Gemahle, nach den Armen, deren Mutter sie immer gewesen war, und nach so manchem Andern. Die Zeit wurde ihr nie zu lange in ihrer Einsamkeit, beständig unterhielt sie sich mit ihrem Gott durch das Gebet oder durch die Betrachtung heiliger und göttlicher Dinge. So dachte sie einst über des Menschen Erdenleben nach, und der Inhalt ihrer Betrachtung, welche sie niederschrieb, ist bis auf unsere Zeit gekommen und wohl werth, gelesen zu werden.

Sie ist folgende: „Der unendlich weise und unendlich gütige Gott erschuf alle Menschen zur Theilnahme an

seiner unermeßlichen, ewigen Seligkeit, wies uns aber zuvor diese Erde zu unserer Wohnung an, damit wir uns durch freien Gebrauch unserer Kräfte zu jenem hohen Ziele vorbereiten und uns dessen würdig machen mögen. Dieses so wichtige Ziel soll Alles, was da ist, zu erreichen suchen.

„Da steht nun der Mensch auf Gottes schöner Erde, umgeben von manchen Gütern, erquickt von manchem Vergnügen und mit mancherlei Ehre gekrönt. Alles dieses, die Güter, die Vergnügungen, die Ehre, die Freundschaft sollen ihm als Mittel dienen, wodurch er sich zum Unendlichen erheben, wodurch er zur Weisheit und Tugend emporsteigen muß. Aber da wendet nun Mancher seinen Blick von der Höhe ab, nach welcher er streben soll, und verweilt mit ganzer Seele an den niedrigen Gegenständen, die ihn umgeben, und läßt sich von ihnen anziehen und fesseln.

„Der Eine sucht seine Glückseligkeit in der Anhäufung irdischer Güter, und kennt bei allen seinen Geschäften keine wichtigere Frage als die, seine Schätze zu vermehren; der Andere jagt der Sinnenlust nach, sucht ein Vergnügen an das andere zu reihen, um stets in sinnlichen Freuden zu schwelgen. Der Dritte läßt sich vom Ehrgeize hinreißen und opfert diesem mächtigen Götzen sein ganzes Herz und alle seine Handlungen und Bestrebungen. Der Vierte hat eine zu große Anhänglichkeit an Menschen und geräth in den Zustand, wo Menschenfurcht und Menschengefälligkeit anstatt der Gottesliebe über sein Herz gebieten. —

„Bei Vielen sind alle diese Fehler zugleich vorhanden. Der wahre Christ aber kennt von all' Dem Nichts. Er lebt nur in Gott und dieser in ihm, und nur er kann

daher ruhig dem Tode entgegen sehen. Welche liebliche Erscheinung ist ihm der Tod, und wie freudig sieht er ihm entgegen, anstatt ihn mit Angst und Schrecken zu erwarten! Er wußte von jeher, daß er werde sterben müssen, und betrachtet daher das Leben als ein Geschenk Gottes, das dieser ihm entziehen könne, wie und wann es seiner Weisheit gefallen werde.

„Er hat seinen Blick auf höhere Güter gerichtet, oft und ernstlich hat er sich im Geiste in das ewige Vaterland versetzt, wo er frei von jedem irdischen Wechsel ewige Freude, ewiges Glück genießen wird. So ein guter Christ! — O wäre ich auch so, und hätte ich mit allen meinen Leiden im ganzen Leben nur eine Stufe zum Himmel erstiegen! O Gott, laß mich nicht eher sterben, als bis dieses geschehen sein wird!"

So dachte die fromme Gräfin und harrte getrost auf das Ende ihrer Gefangenschaft, sollte deren Schluß ihr nun den Tod oder die Freiheit bringen. Ihr war dieses gleich; geduldig harrte sie, in den Willen ihres himmlischen Vaters ergeben, Dem entgegen, was die Zukunft bringen werde. —

Dreizehntes Kapitel.

Das Verhör.

Jener, der diese neue Verfolgung über die schuldlose und fromme Hilda gebracht hatte, war Niemand Anderer, als Gerhard. Ergrimmt über die Vereitlung aller Anschläge, die er schon zum Verderben seines Bruders und dessen Gattin geschmiedet hatte, beschloß er, einen letzten entscheidenden Versuch zu machen, um die Gattin Gerolds zu verderben; wußte er doch, daß der Graf den Tod seiner Gemahlin nicht lange überleben würde.

Gerhard hatte sich an den Hof des Herzogs begeben und unermüdet dahin gestrebt, das Gemüth des abergläubischen Herzogs mit Erzählungen von den Zaubereien seiner Schwägerin zu erschüttern, indem er alle die Märchen und Beschuldigungen wieder aufwärmte, die er schon einmal gegen Hilda vorgebracht hatte. Der Herzog hatte endlich dem Grafen von Halbenfels, einem strengen, fast grausamen Richter, den Auftrag gegeben, sich nach Schloß Seeburg zu verfügen und die Sache zu untersuchen, und wenn sich Gerhards Anklagen bestätigen sollen, das strengste Strafurtheil gegen die Gräfin, ohne Rücksicht ihres Standes, auszusprechen. —

In der großen Halle zu Seeburg saßen ernst die Richter, von deren Ausspruch das Schicksal Hilda's abhing. Vor ihnen stand Hilda in dem einfachen Kleide, in welchem man sie gefangen genommen, aber mit jener Heiterkeit auf dem Antlitze, welche nur der gottergebenen

Unschuld eigen zu sein pflegt. Seitwärts saß mit todtbleichem Antlitz der Graf und lauschte gespannt dem Verhöre. Die Richter waren menschlich genug, ihm seine Bitte, anwesend zu sein, nicht abzuschlagen, nachdem er ihnen eidlich hatte versprechen müssen, sich nicht einzumischen.

Mit feierlichem Tone wurden die Anklagepunkte gegen Hilda abgelesen, welche allerdings entsetzlich genug waren, um das Verfahren zu rechtfertigen, das man gegen sie eingeleitet hatte. Sie sollte nach demselben dem Grafen einen Trank gegeben haben, wodurch derselbe mit grenzenloser Liebe zu ihr erfüllt worden sei. Sie sollte zauberische Wunderkuren verrichtet, einen Bund mit dem Satan gemacht, ihren eigenen Sohn ermordet haben und dann mit Hilfe des bösen Feindes den Ketten entgangen sein, in welche sie dieses Verbrechen gebracht habe. Durch neue Zaubereien, fuhr die Anklage fort, sei es ihr gelungen, nicht nur dem von diesen Gräuelthaten unterrichteten Gemahle Vergessenheit derselben beizubringen, sondern ihn auch zu bewegen, sie wieder zu sich zu nehmen, in welcher sträflichen Gemeinschaft er nun schon wieder im fünften Jahre mit ihr lebe.

Als die Zauberin Hilda nun gesehen, wie alle ihre Anschläge gelungen, soll sie voll boshafter Freude an Unglück und Verderben mit Hilfe der bösen Wasser-, Erd- und Luft-Geister nicht nur den fürchterlichen Meeressturm, sondern auch das bald darauf folgende Erdbeben verursacht und dann die Luft vergiftet haben, so daß viele Tausende von Menschen ihren Tod gefunden. Sie selbst habe sich und diejenigen, welche ihr angenehm gewesen, durch höllische Künste von dem Tode zu retten gewußt, — eine Rettung, die sträflicher gewesen, als wenn sie mit den bejammerns-

werthen Opfern ihrer Unthaten den Tod gefunden hätte. —

Der Richter hatte geendet und sprach nun zu einem schwarz verhüllten Manne, dessen Angesicht mit einer schwarzen Kapuze bedeckt war, so daß man ihn unmöglich erkennen konnte: „Nun Ankläger, seid Ihr bereit, Eure Anklagen, die man soeben vorgelesen, zu beschwören?"

„Ja, das will ich," erwiederte der Angeredete trotzig mit verstellter Stimme und trat zum Tische der Richter, wo ein Crucifixbild zwischen brennenden Lichtern aufgestellt war. „Man lese mir die Eidformel vor!" —

Mit Schrecken hatte Hilda diese Worte vernommen, die jetzt gewechselt worden waren. Schnell trat sie vor den Ankläger, fiel auf die Kniee nieder und flehte: „O bedenket Euer Seelenheil, unglücklicher Mann; wie könnt Ihr durch einen Eidschwur Gott, den Allwissenden, zum Zeugen Eures Lügengewebes aufrufen! Wie könnt Ihr mich solcher fürchterlichen Thaten beschuldigen, wie sie mir nie in den Sinn kamen! O wo ist die Mutter, die glauben könnte, eine Mutter könnte ihr Kind tödten, das sie mit heißer Liebe umfaßt, und dessen Verlust sie nie aufhören wird zu beklagen? Man sagt, durch höllische Mittel sei ich dem Kerker entgangen, — und ich wurde doch von einem Kriegsmann bei Nacht und Nebel aus dem Schlosse geführt und im Walde meinem Schicksale überlassen.

„Gott rettete mich aus den Gefahren der Wildniß. Ich trat als Hirtin in die Dienste des Herrn von Buchenheim und hütete sieben Jahre hindurch die Schafe. — Ruft Herrn von Buchenheim, meinen damaligen Herrn, und Jene, die bei ihm mit mir dienten, fragt sie, ob sie mich wohl auch nur der kleinsten sträflichen Handlung be-

schuldigen können? O Ihr Verblendete! wie könnt Ihr denn glauben, daß Jemand, und wäre er auch der größte Thor, das Heil seiner Seele verrathen könnte, ohne sich die größten Genüsse des Erdbodens dafür auszubedingen? Und welche Herrlichkeiten genoß denn ich als arme Hirtin? —

„Nicht ich selbst war es, die aus eigenem Antriebe wieder in dieses Schloß zurückkehrte. Als ein Ritter, der mich in früheren Tagen gekannt, auf den Edelhof kam, auf welchem ich diente, verbarg ich mich vor ihm, um dem Wiedererkennen vorzubeugen. Wie aber zu derselben Zeit mein Gemahl selbst auf die Spur meiner Unschuld geleitet ward, hat er Euch gewiß schon mitgetheilt. Mein Gemahl selbst führte mich feierlich auf dieses Schloß zurück, in welchem ich nun schon wieder manches Jahr glücklich gelebt habe. Die letzten Beschuldigungen, die man gegen mich vorbringt, sind zu albern, als daß ich auch nur Etwas zu erwiedern nöthig hätte.

„Was jedoch die Mittel betrifft, welche bewirkten, daß ich und die Meinigen vom Tode verschont blieben, und mit deren Hilfe ich manchen schon Erkrankten wieder gesund machte, so bin ich bereit, sie einem arzneikundigen Manne zur Untersuchung zu übergeben; er mag euch überzeugen, daß kein außergewöhnliches überirdisches, oder wie Ihr glaubt, höllisches Mittel verwendet wurde.“ —

Hilda schwieg erschöpft; der Ankläger aber sprach trocken: „Leset mir die Formel ab, die den Eid enthält, — ich schwöre!“

Die Gräfin war entsetzt über diese unmenschliche Bosheit. Der Richter von Halbenfels aber sprach sehr ernsthaft: „Hast Du nicht gehört, was die Frau hier vorbrachte? Bedenke das grenzenlose Elend, welches Dein Eid über sie und ihren Gemahl bringen wird; gedenke des

Zustandes Deiner eigenen Seele und der Strafen, welche Deiner harren, sobald es bewiesen wird, daß Du einen falschen Eid geschworen hast!" —

„Ich habe Alles längst bedacht, und Ihr, Herr Richter, seid nicht da, um mich zu bereden, meiner eigenen Ueberzeugung untreu zu werden, und die gerechte Anklage fallen zu lassen, sondern mir den Eid abzunehmen," entgegnete der Angeredete. —

Der Oberrichter nahm ihm den Eid ab, indem er sah, daß er entschlossen sei, seine Anklage damit zu bestätigen. Er erhob sich sodann und sprach zur Gräfin: „Da Ihr auf Eurem Läugnen beharrt, so will ich Euch nur noch einmal in Güte ermahnen, Eure Verbrechen zu gestehen, widrigenfalls ich den ersten Grad der Folter über Euch ergehen lassen muß!"

Der Richter winkte, und ein rothgekleideter Mensch von abschreckendem Aeußern trat hervor und zog von dem Tische ein Tuch, unter welchem allerlei Marterwerkzeuge verborgen lagen. Graf Gerold wollte sich erheben, um lebhaften Einspruch gegen dieses Verfahren zu thun, doch der ihm zunächst sitzende Ritter zog ihn wieder auf seinen Sitz nieder, indem er ihn lebhaft ermahnte, seines Eides zu gedenken, mit welchem er beschworen hatte, die Gerichtsverhandlung nicht zu unterbrechen.

„Was könnte ich denn gestehen?" sprach Hilda, „ich sagte es Euch schon unzählige Mal, ich bin unschuldig! Soll ich denn an mir selbst zur Lügnerin werden? Nein, jede auch die kleinste Lüge und Unwahrheit bleibe ferne von mir, und wenn ich dadurch auch Jahrhunderte des herrlichsten Erdenlebens erkaufen könnte." —

„Nun, da Ihr es denn so wollt! Henker thue Deine Pflicht!" sprach der Oberrichter und wandte das Antlitz

ab, als wollte er nicht Zeuge sein des Schrecklichen, welches nun geschehen sollte. —

Der Scharfrichter machte in einem Kohlenbecken einen eisernen Handschuh glühend und wollte sich mit ihm soeben der Gräfin nähern, als die Thüre aufging, und ein Mann in geistlicher Ordenstracht hereintrat. Der Eintretende war der uns wohlbekannte Abt Konrad aus dem Kloster im Walde. Alle Anwesenden erhoben sich ehrfurchtsvoll, ihn zu begrüßen. Er dankte und überschaute mit einem Blicke die Lage der Dinge.

„Oberrichter!" sprach er, „warum wollt Ihr die Angeklagte foltern lassen? Erinnert Ihr Euch nicht des Gesetzes, welches bestimmt, daß Personen von Adel ausgenommen sind von diesem peinlichen Verfahren? Dieses Gesetz findet auf diese angeklagte Frau Anwendung, und daher verlange ich, daß sich der Scharfrichter sogleich mit seinen abscheulichen Werkzeugen entferne." —

Der Herr von Halbenfels biß die Zähne übereinander und sprach: „Ihr, der Ihr mein Verfahren so kühn tadelt und mich der Unkunde der Gesetze beschuldigt, vergeßt gleichwohl selbst einen wichtigen Artikel des gleichen Gesetzes, welches Ihr soeben anführtet; es heißt in demselben wörtlich: Mit Ausnahme von Fällen, wo sich die Angeklagten der Hexerei schuldig gemacht, indem sie sich dadurch ihres Adels entäußert haben, und gleichsam aus dem Kreise der Menschheit getreten sind. Dieser Ausnahme zufolge muß also der Henker fortfahren in seinem begonnenen Geschäfte!"

„Ich fahre fort, zu widersprechen," entgegnete der Abt. — „Unser gnädigster Herzog hat mich hieher gesandt, um die Leitung der ganzen Angelegenheit zu übernehmen. Doch sollt Ihr als Beisitzer dabei bleiben, und

über die Vollziehung des ganzen Urtheils wachen, welches ich auszusprechen genöthigt sein werde.“ —

Er ließ sich hierauf mit leiser Stimme in ein langes Gespräch mit dem Herrn von Halbenfels ein, um von demselben den Gang der ganzen Verhandlung zu erfahren. Hoch auf horchte er, als er hörte, was man von dem Verschwinden eines Kindes erzählte. —

„Ich ersuche Euch, Frau Gräfin,“ sprach der Abt, „mir genau anzugeben, wie lange es schon ist, daß Euer Kind verschwunden ist, wie alt es damals war, wie gekleidet.“ —

Als der Abt eingetreten war, senkte sich ein Strahl der Hoffnung in der Gräfin trauriges Gemüth, und sein ferneres Benehmen rechtfertigte diese ihre Ahnung. „Hochwürdiger Herr!“ entgegnete sie, „es ist jetzt wohl zwölf Jahre, seit ich meinen Heinrich verloren habe. Es war am fünfzehnten Tage des Monats Juli, als er sich im Garten von meiner Seite verlor, indem er einem Schmetterling nachjagte. — Er trug damals ein braunes Wämslein und eine grüne Binde um den Leib.“ —

„Gut, diese eine Anklage wäre erledigt,“ rief der Abt, „ich kenne das fernere Schicksal des Knaben, und kann Euch von dem Verdachte seines Mordes vollkommen freisprechen.“ Ohne der großen Bewegung zu achten, die Hilda und den Grafen bei diesen Worten ergriff, fuhr er fort: „Da nun der Hauptanklagepunkt sich von selbst löst, so bleiben nur noch die andern Punkte übrig!“

„Diese sind allerdings noch bedeutend genug, um der Angeklagten warm zu machen!“ sprach Herr von Halbenfels, den das rasche, entschiedene Wesen des Abtes verdroß, je mehr es mit seinem eigenen, förmlichen Benehmen im Widerspruche stand.

„Die Anklage gegen die Gräfin ist auch darauf gerichtet, daß sie sich höllischer Mittel bedient habe, um sich und die Ihrigen vor der ansteckenden Krankheit und dem Tode zu retten. — Welches sind diese Mittel, Frau Gräfin?“ forschte der Abt weiter. —

„Vorbeugungsmittel hatte ich keine andere angewendet, als die größte Reinlichkeit, öfteres Wechseln der Wäsche und häufige Räucherungen mit Essig, welcher auf glühende Platten gegossen ward. Erkrankte Personen heilte ich, wenn das Uebel noch nicht zu sehr vorgerückt war, mit einem Tranke, der stark und schweißtreibend aus Kräutern des Feldes bereitet war. Eine Flasche desselben steht in meinem Arzneikästchen in dem Gemache, welches ich bis auf den Tag meiner Verhaftung bewohnte.“ —

„Man bringe mir das ganze Kästchen her!“ gebot der Abt. Der Graf selbst entfernte sich, holte das Verlangte herbei und setzte es auf die Tafel nieder. Der Abt untersuchte Stück für Stück, den ganzen Inhalt, und sprach dann zu den Richtern: „Hier finde ich keine übernatürliche oder unerlaubte Mittel. Ihr Alle wißt sehr wohl, daß ich mit den Wissenschaften vertraut bin, und ich erkläre hiemit den Gebrauch der vorliegenden Mittel für sehr heilsam, und die Kuren, die mit selben geschehen, dienen mehr zur Verherrlichung Gottes als zu dessen Verunglimpfung. Zum Beweise, daß auch andere verständige Personen diese meine Meinung theilen, laßt meinen Diener, einen Laienbruder aus meinem Kloster, der sich ebenfalls den Wissenschaften gewidmet hat, und der vor der Thüre meiner Befehle harrt, eintreten, und vergleichet dann seinen Ausspruch mit dem meinigen!“

Der Laienbruder wurde gerufen, und als ihm der Herr von Halbenfels den Befehl ertheilt, die Arzneien in

dem Kasten zu prüfen und sein Gutachten darüber auszusprechen, stimmte dasselbe vollkommen mit dem seines Abtes überein. —

Der Abt hatte inzwischen den Ankläger beobachtet, und trotz seiner Verhüllung wohl bemerkt, wie derselbe seinen Aerger und Unmuth nicht verbergen konnte. Er sprach nun: „Die Anklage gründet sich nur auf die Aussage eines einzigen Klägers, zwei Zeugen widersprechen sie aber, und ich trage daher darauf an, die ganze Sache niederzuschlagen, die Gräfin sofort loszusprechen und in Freiheit zu setzen."

„Gemach, Herr Abt!" sprach der Ritter von Halbenfels, „der Ankläger hat seine Aussagen beschworen; wir wollen jetzt hören, was er zu Eurem Verfahren, das ihn eines falschen Eides zeiht, sagt, und bei Gott, wenn diese Entgegnung nicht hinlänglich ist, so will ich ihn festnehmen lassen, und er soll erfahren, und wenn er zehnmal ein Ritter und Bannerherr wäre, was es heißen will, Jemanden falsch anzuklagen und die Richter fast zu bewegen, ein falsches Urtheil zu sprechen!" —

Jener, dem diese Rede galt, trat stolz vor die Richter hin und sprach: — „Ich will, wie schon einmal, so noch zehnmal meine Aussage beschwören. — Ich sehe aber, daß Ihr sämmtlich verblendet und bethört seid, und will daher die Wahrheit meiner Anklage gegen dieses Weib in den Schranken zu Roß oder zu Fuß, mit der Lanze oder dem Schwert, gegen Jeden im Gottesurtheile vertheidigen, der mir entgegen zu treten wagt. — Wie, Herr Markgraf, wollt Ihr nicht in die Schranken reiten für Euer holdes Weib?"

Der Abt dachte eine Zeit lang nach. Der Herr von Halbenfels antwortete aber: „Mäßigt Eure Rede An-

kläger, denn es kann Euch nicht unbekannt sein, daß ein Gemahl für sein angeklagtes Weib nicht in die Schranken treten darf. — Verböte es mir meine Würde als Richter nicht auf das Strengste, so würde ich trotz meiner hohen Jahre es noch wagen, gegen Euch zu kämpfen, denn ich bin fast von der Unschuld der Gräfin und Eurer Nichtswürdigkeit überzeugt." —

Der Abt schien jetzt aus seinem Nachdenken zu sich zu kommen und sprach: — „Ich will für einen Kämpfer sorgen, der für der Gräfin Unschuld zu streiten bereit ist, und Gott wird ihm den Sieg verleihen. Euch aber harret, wenn Ihr unterliegt, der Tod durch Henkershand!"

„Ei, sparet Eure Reden Herr Abt, mir ist gar nicht bange!" sagte frech der Ankläger. — „Sorgt nur für einen tüchtigen Ritter, denn bis jetzt habe ich noch Alle aus dem Sattel gehoben, die sich mir entgegensetzten, und so wird es auch dies Mal der Fall sein. Nur bitte ich um die Begünstigung mit geschlossenem Visire kämpfen zu dürfen und dasselbe auch nicht abnehmen zu müssen, wenn ich siege!"

„Das wird Euch zugestanden," sagte der Ritter von Halbenfels, „denn unser gnädigster Herzog gab uns den Befehl, Euren Namen zu verschweigen, und seinen Befehlen werden wir stets gehorchen."

„Auf Uebermorgen um die neunte Stunde werdet Ihr also aufgefordert, Eure Anklage gegen die Gräfin mit den Waffen in der Hand zu beweisen, und es wird Euch von jetzt an bis zu diesem Zeitpunkte stets Einer von den hier anwesenden Rittern zur Seite bleiben, auf daß Ihr nicht etwa die Flucht ergreifen könnt," sprach der Abt. —

„Bah!" ich habe dergleichen nicht von ferne im

Sinne," entgegnete der Verhüllte; „laßt jedoch den Kämpfer, den Ihr mir entgegenzustellen gedenkt, zuerst Beicht und Kommunion ablegen, denn ich schwöre, Einer von uns Beiden wird die Schranken nicht lebendig verlassen!"

„Kann wohl sein," meinte der Abt, „der allbarmherzige Gott wird jedoch Eure fürchterliche Zuversicht zu Schanden machen und die Unschuld erretten, denn leider müßte die Gräfin, wenn Ihr siegt, des fürchterlichen Flammentodes sterben!" —

Der Ankläger verbeugte sich gegen die Versammelten und entfernte sich; auf den Wink des Ritters von Halbenfels begleitete ihn Einer der Beisitzer des Gerichtes. —

Der Abt aber trat auf die Gräfin zu und löste ihr die Fesseln, in denen man sie vor Gericht geführt hatte und sprach: — „Fasset Muth edle Frau; Gott wird Alles zum Besten lenken, wie er bis jetzt seine Weisheit schon sichtbar genug gezeigt hat. Hoffet auf ihn; er verläßt Keinen, der ihm vertraut, am allerwenigsten aber eine so oft und vielfach unschuldig gekränkte Frau, wie Ihr seid." —

„Das ist mein Trost schon seit vielen Jahren," entgegnete Hilda; „aber Hochwürdigster Herr Abt, der mir wie ein Engel des Herrn erschienen ist, um meine Unschuld zu bezeugen, Ihr spracht von meinem Sohne, ach sagt, wo weilt er? Geht es ihm wohl? Weiß er, wo seine Mutter ist, wer sein Vater, deren Freude er war?"

„In Kurzem sollt Ihr ihn sehen, einen jungen, stattlichen und tugendsamen Ritter, und war er einstens Eure Freude, so wird er es in Zukunft noch mehr sein. Doch erlaubt, daß man Euch wieder in euer Gemach führt, es soll Euch jedoch vergönnt sein, diese Tage mit eurem Gemahle zuzubringen; doch müßt Ihr mir geloben, das Zim-

mer nicht zu verlassen. Ich werde Euch öfters besuchen!"

Herzlich gerne legte Hilda dieses Versprechen ab und ließ sich dann geduldig abführen. Der Abt aber schloß sich mit dem Herrn von Halbenfels lange Zeit ein, und als sie das Gemach wieder verließen, bestiegen zwei Ritter aus des Letztern Gefolge ihre Pferde und ritten spornstreichs davon. —

Vierzehntes Kapitel.

Das Gottesurtheil.

Der verhüllte Ankläger, — die Leser werden bereits errathen haben, daß es Gerhard selbst war, — hatte sich inzwischen mit seinem Begleiter entfernt, um nach seinem eigenen Schlosse zu reiten und sich dort zum baldigen Kampfe vorzubereiten. Er war unmäßig fröhlich und vergnügt, denn er hegte nicht den geringsten Zweifel, daß er aus dem Kampfe als Sieger hervorgehen werde. —

Er hatte Anfangs gefürchtet, seinem Bruder Gerold selbst entgegenstehen zu müssen, denn diesem gewaltigen Kämpfer fühlte er sich nicht gewachsen; da nun aber diese Besorgniß beseitiget war, fürchtete er sich vor keinem Ritter weit und breit. —

Auf der großen Terrasse vor dem Schlosse Seeburg ging es am darauffolgenden Tage sehr lebhaft zu. Schranken

wurden unter der Leitung des Herrn von Halbenfels errichtet, der Boden mit Sand bestreut und über die eingerammten Pfähle und Balken, Teppiche und Tücher gebreitet. —

Eine Menge Zuschauer hatte sich bereits eingefunden, um das grause Todesfest des folgenden Tages nicht zu versäumen. — Im Felsthale, unmittelbar unter der Terrasse, auf welcher der Kampf stattfinden sollte, war ein großer Pfahl in den Boden befestigt worden, und rund um denselben schlichteten die Henker mehrere Klafter Holz. An diesem Pfahle sollte Hilda, wenn ihr Kämpfer unterläge, angebunden und zu Asche verbrannt werden. —

Am nämlichen Tage Nachmittags trafen die beiden Ritter, welche gestern abgesandt worden waren, wieder ein, und mit ihnen kamen Ritter Botho und sein Zögling, sowie der alte Klostervogt und Einige seiner Knechte, welche einen auf ein Pferd gebundenen alten Mann in ihrer Mitte führten.

Der Abt eilte den Ankömmlingen freudig entgegen und ging mit ihnen sogleich in die Halle, wo die Gerichtssitzung gehalten worden war. — Schnell wurde auch der Ritter von Halbenfels entboten, sowie der Markgraf Gerold, und ein langes Verhör wurde nun mit dem Gefangenen, welcher Niemand Anderer als der Jude Isaak war, angestellt. Den Juden hatte die lange Kerkerhaft sowie das Alter gebeugt, und er legte nun das Geständniß ab, wer der Knabe gewesen, welcher an dem Tage wo man ihn gefangen genommen, den Händen seiner Genossen entrissen worden war.

Trunken vor Freude lagen sich Vater und Sohn lange in den Armen; tief schmerzte es aber den Markgrafen, daß Hilda ihren Sohn erst nach geendetem Kampfe wieder

sehen sollte. Als der Graf erfuhr, daß sein Sohn es wäre, der mit dem Ankläger seiner Gattin den Kampf bestehen sollte, stieg zwar einige Besorgniß in ihm auf, doch der alte Ritter Botho versicherte ihn, er dürfe nicht den geringsten Zweifel hegen, daß sein Sohn Sieger sein werde. „Mein Heinz," äußerte er, „würde einen zweiten Goliath besiegen, wenn er auch wie dieser einen Spieß so lang wie ein Weberbaum hätte. Nur Muth gefaßt, Gott wird zum Siege helfen!"

Indeß diese Drei sich miteinander besprachen, hatten die Richter den Juden verhört und ein Gewebe der schändlichsten Verbrechen entdeckt, die er zum Theil schon in seiner Jugend, zum Theil erst später verübt hatte, als er Arzt bei dem Herzoge Thilo gewesen war. —

Die Richter verurtheilten ihn einstimmig zum Feuertode, welchen er morgen nach geendetem Kampfe erleiden sollte. Furchtbar war die Verzweiflung des Elenden. — „Hab' ich gemeint, zu bekommen viel Geld, zu bekommen die Freiheit," rief er, „so ich gestände, was ich Alles gethan, und jetzt soll ich brennen. Das ist undankbar, ist gewaltsam. Laßt mich laufen und ich will anbeten den gekreuzigten Mann, der Euer Gott ist."

„Schweig Jude!" schrie der Ritter von Halbenfels, „die christliche Gemeinschaft will kein Mitglied Deiner Art, und wäre es Dir auch mit der Annahme des christlichen Glaubens Ernst, so müßtest Du doch den Feuertod sterben, denn ein solches Ungeheuer darf nicht länger mehr diese Erde bewohnen." —

Da warf sich Isaak zu Boden und zerraufte sich Haare und Bart und fluchte entsetzlich über Gott und über die Christen, bis die Knappen ihn ergriffen und in das Gefängniß führten. —

Inzwischen war der Abend hereingebrochen, und der Abt bat den jungen Ritter Heinrich, sein Lager zu suchen, damit er sich von den Beschwerden des Tages erhole, um am folgenden Morgen in aller Kraft auf dem Kampfplatze zu erscheinen. Der Jüngling gehorchte den Ermahnungen seines väterlichen Freundes, und der Markgraf begleitete ihn und den Ritter Botho in das Gemach, wo das Lager für sie bereitet war. —

Als sie an der Gesindestube vorbeikamen, hörten sie lautes Beten, und der Graf konnte sich nicht enthalten, die Thüre zu öffnen und die da zahlreich Versammelten zu fragen, für wen sie beteten. „Wir wollen die ganze Nacht mit Gebet zubringen," erhielt er zur Antwort, „und zu Gott flehen, daß er dem Kämpfer unserer guten Gräfin den Sieg verleihen möge, damit ihre Unschuld an den Tag komme!"

Der Graf dankte gerührt und ging erst zur Ruhe, nachdem er selbst vorher noch lange zu Gott gefleht hatte. Der Abt war inzwischen zur Gräfin gegangen und hatte ihre Beicht vernommen, denn sie sollte am andern Tage den Leib des Herrn empfangen. Als er sie verließ, konnte er sich nicht enthalten, zum Ritter von Halbenfels, den er auf dem Wege traf, zu sagen: — „Eine frömmere Frau, als diese Gräfin, habe ich all' die Tage meines Lebens nicht gefunden, und wenn Gott morgen ihren Kämpfer auch besiegen lassen sollte, so zweifle ich gleich wohl nicht an ihrer Unschuld!" —

„Ich eben so wenig," antwortete der Ritter, „doch müßte sie dann leider sterben; aber ich kann nicht glauben, daß Gott die Unschuld auf eine so gräßliche Art umkommen lassen wird."

Sie trennten sich, und der Abt ging in das Gemach,

wo die Dienstboten beteten, und schloß sein Flehen dem ihrigen an, indem er die ganze Nacht hindurch bei ihnen blieb.

Kaum graute es im Osten, so erhob sich der junge Ritter Heinrich vom Lager und wappnete sich mit Botho's Hilfe. Vom Helme bis zu den blanken goldenen Sporen, ein Geschenk des Markgrafen, welches soeben ein Diener überbracht hatte, wurde Alles wohl zehnmal durchgesehen bald fester geschnallt, bald wieder gelüftet, um ja nicht das Geringste zu versäumen, was zum Kampfe und Siege nöthig war.

Von allen Seiten bereitete man sich zu dem entsetzlichen Schauspiele; voll Erwartung standen die Zuschauer um die Schranken und harrten der kommenden Dinge. Endlich kam ein Zug aus dem Schlosse; voran der Trupp der herzoglichen Kriegsleute, dann Hilda, die Gräfin, in ein einfaches weißes Gewand, das Zeichen ihrer Unschuld, gehüllt. Ihre Hände hatte sie andächtig auf die Brust gefaltet, und ihre Augen zum Himmel erhoben, betete sie beständig. Ihr zur Seite ging der fromme Abt. Dann kam der Ritter von Halbenfels mit seinen Gefährten, und endlich, von dem alten Botho begleitet, Heinrich in prächtiger, in blauer goldglänzender Waffenrüstung. Den Helm trug ihm ein Diener nach, und um den Leib hatte der junge Ritter eine grüne Binde, deren Aermlichkeit seltsam gegen seine prächtige Rüstung abstach. Den Beschluß machten sämmtliche Bewohner des Schlosses, noch immer betend.

Wer nur immer den Zug sah, wurde bis zu Thränen gerührt, und alle Zuschauer weinten auch laut. —

Schmetternd tönten die Trompeten, denn kaum hatte der Zug das Schloß verlassen, als schon der Ankläger in die Schranken eilte und in wilden Sprüngen seinen

schwarzen Hengst herumtummelte, daß alle Zuschauer von Furcht und Schrecken ergriffen wurden. Doch er wollte damit nur seinen eigenen Muth wieder erwecken, denn er hatte eine böse Nacht gehabt. Alle Schandthaten seines Lebens waren ihm in Träumen vor Augen getreten und am Morgen hatte er beinahe Lust gehabt, die Flucht zu ergreifen, anstatt den Kampf zu bestehen. Doch sein Begleiter ließ ihn nicht aus den Augen, und zugleich erwachte sein Stolz, und die Meinung von seiner Unbesiegbarkeit ließ ihn nicht zweifeln, daß er triumphiren werde. Das Haupt mit dem Helme bedeckt, und mit heruntergelassenem Visir trat er auf, als wolle er Gott selbst herausfordern.

Der Zug hatte die Schranken erreicht und sich auf die Plätze vertheilt. Heinrich bestieg sein Pferd, ergriff die Lanze und harrte des Angriffs seines Gegners. —

Als Hilda den Ritter sah, der ihr Kämpfer sein sollte, sagte ihr eine leise Ahnung, daß es ihr Sohn sei, und diese Ahnung wurde zur Gewißheit, als sie die Binde sah, die seinen Harnisch umschlang, und die sie ihm einst in der Jugend gestickt hatte, die er auch an dem Tage getragen, wo sie ihn zum letzten Male gesehen hatte. Ein Freudenschwindel ergriff sie, weitaus breitete sie die Arme und rief: „Heinrich, geliebter Sohn, siehe da Deine Mutter!" —

Der junge Ritter grüßte mit der Hand, ergriff fester seine Lanze und brannte vor Begierde, den Kampf zu bestehen, um desto schneller in die Arme seiner Mutter zu eilen. Als der schwarze Ritter den Ausruf der Gräfin hörte, schauderte er zusammen, und Schrecken ergriff ihn, als er nun merkte, daß er sich seinem Neffen gegenüber befinde, an dem er ein so großes Verbrechen begangen hatte; es drängte ihn, vom Pferde zu steigen und zu den

Füßen seines Bruders zu eilen, um dort Vergebung zu erflehen; doch sein Stolz ließ es nicht zu, und zu spät war es jetzt zur weiteren Ueberlegung, denn die Trompeten ertönten zum ersten Male. Und sie ertönten zum zweiten und zum dritten Male! —

Der junge Ritter drückte seinem Pferde die Sporen in die Seite und rannte gegen seinen Gegner an; doch auch dieser war ihm entgegen geeilt und in der Mitte des Kampfplatzes trafen sie mit einem fürchterlichen Stoße zusammen. Der Speer Gerhards hatte den jungen Ritter so gewaltig auf die Brust getroffen, daß dieser fast gestürzt wäre. Ein lauter Schrei ertönte aus Hilda's Munde; sie dachte mehr an des Sohnes Gefahr als an ihre eigene.

Heinrichs Speer war an der Brust seines Feindes in tausend Splitter zerbrochen, aber sein Gegner wankte nicht, sondern saß unbeweglich auf seinem schwarzen Rosse. „Neue Speere herbei!“ schrie er, und geschäftig eilten die Diener, seinem Wunsche zu entsprechen. —

Er ergriff eine der Lanzen, wog sie in der Hand, schwang sie wie ein leichtes Spielwerk durch die Luft und tummelte sein Pferd dann an das Ende der Schranken zurück. Wieder tönten die Trompeten, wieder stürzten die Reiter auf einander, doch statt daß sie in der Mitte zusammen trafen, ließ Gerhard plötzlich die Lanze fallen, schwankte, ohne daß ihn der Speer seines Gegners berührt hatte, im Sattel, und stürzte endlich mit dumpfem Schlage zur Erde. Von seiner starken Faust nicht mehr gebändigt, sprang sein Hengst herrenlos in den Schranken umher.

Heinrich sprang vom Pferde, eilte auf den gefallenen Gegner zu, setzte ihm die Spitze des Schwertes auf die Brust und schrie: „Ergebt Euch!“

Doch keine Antwort erfolgte. Ritter Gerhard war von einem Schlagflusse getroffen und mitten in seinem gotteslästerlichen Unternehmen vor den Richterstuhl Gottes gerufen worden, dessen Gerechtigkeit er so kühn herausgefordert hatte. —

Der Ritter von Halbenfels trat in die Schranken und nahm dem Ritter das Visir ab. Entsetzt rief der Markgraf, als er in das bleiche Antlitz des Todten blickte: „Allmächtiger Gott, mein Bruder!" —

Der Abt aber führte jetzt den Sieger in die Arme seiner Mutter und man hörte Nichts als den Ruf: „Theurer, theurer Sohn!" denn schon hatte sie ihn in die Arme geschlossen, ihre Freudenthränen benetzten die Locken des Jünglings und sie hörte nicht, wie der Abt ihre Unschuld feierlich dem versammelten Volke verkündete, und sah nicht, wie man die Leiche ihres unseligen Schwagers an den Schweif eines alten Pferdes band und aus den Schranken schleppte, um ihn in ungeweihter Erde zu begraben.

Hoch auf jauchzte das versammelte Volk, und die Sonne, die sich bisher hinter einem Wolkenschleier verborgen hatte, trat plötzlich hervor, als wollte sie verkünden, wie Gott Freude hat an der Freude der guten Menschen! —

Weit sah man von der Terrasse über das Meer hin. Siehe da schwammen auf den Wogen Schiffe daher, weiße Segel glänzten, und bald landeten die Fahrzeuge am Ufer. Der Markgraf und seine Gemahlin hatten, die Noth des Volkes erwägend, schon lange einen vertrauten Diener mit Gold und Silber in das ferne Frankreich gesandt; er kam jetzt zurück mit Schiffen voll Getreide und anderen Lebensbedürfnissen.

Die alten Mauern des Schlosses ertönten vom Jubel

wieder, und unter allen den Fröhlichen hörte man nur eine Stimme, die des Juden, der sich und die Stunde seiner Geburt verfluchte. Die Henkersknechte führten ihn eben frohlockend zum Tode.

Bald stieg schwarzer Rauch im Thale auf und wirbelte in langen Säulen gegen Himmel, — der Jude hatte ausgelitten und sein lasterhaftes Leben geendet. Um die Gräfin aber drängte sich Alles mit Glückwünschen, und besonders Ithier konnte nicht satt werden, ihr seine Freude über ihre Rettung zu bezeigen. Er verhehlte nicht, daß er entschlossen gewesen sei, den meineidigen Gerhard zu erschießen, wenn er im Kampfe gesiegt hätte, und dann in seine Wälder zu fliehen.

„Gott sei gelobt, daß es nicht so gekommen ist,“ sprach der Abt, „doch wußte ich wohl, daß der Allgerechte es nicht soweit kommen lassen werde, denn er hilft den Menschen immer zur rechten Zeit, und wo die Noth am größten, da ist auch seine Hilfe am nächsten!“

Alle gingen in das Schloß zurück und saßen bald bei einem fröhlichen Mahle beisammen, sich freuend, daß Alles so wunderbar gekommen. Der Abt erzählte nun, auf welche Weise Heinrich, den Gott zum Vertheidiger der Unschuld seiner Mutter und zum Retter ihres Lebens auserwählt, in seine Hände gekommen sei, wie es sich ereignet, daß er den kleinen zum Tode bestimmten Heinrich retten konnte, und pries Gott, der ihn zu einem Werkzeuge seiner Allmacht gemacht hatte.

Der Abt und die Ritter, welche gekommen waren, um das Schloß in Trauer zu versetzen, und die dadurch unwissend beigetragen hatten, die Eltern mit ihrem Sohne wieder zu vereinigen, weilten noch einige Tage, bis end-

lich der Ritter von Halbenfels das Zeichen zum Aufbruche gab. —

Rührend war der Abschied, den die Schloßbewohner von dem guten Abte nahmen, den Alle lieb gewonnen hatten. Heinrich wurde der Abschied von dem Ritter Botho sehr schwer, so daß dieser ohne weitere Umstände blieb, da er weder Weib noch Kind hatte, und auf seiner alten Stammburg ihn Niemand vermißte. Der Abt segnete sie Alle und ermahnte sie zum Gottvertrauen, als den Felsen, an welchem sich die Gefahren der Welt brechen. —

Die Gräfin und ihr Gemahl besuchten ihn im folgenden Jahre in seinem Kloster; aber bald darauf starb er, und noch jetzt ist der Stein vorhanden, auf welchem er in Lebensgröße abgebildet zu sehen ist. Aber keine Zeile gedenkt seiner Tugenden, seiner Frömmigkeit und seines Eifers, wo es galt, die Unschuld zu retten und dem Laster entgegen zu treten. Einfach wie sein Leben, so bescheiden und anspruchslos ist auch seine Grabschrift.

Der lange Hans war seinem kleinen Heinz, wie er den jungen Grafen nannte, in das Schloß Seeburg nachgezogen und erzählte dort Jedermann, der ihn anhören mochte, wie er die erste Veranlassung gewesen sei, daß der Graf den Händen des blutdürstigen Juden entrissen wurde. Er blieb bis zu seinem Tode immer gleich neugierig, was ihn oft in Verdrießlichkeiten verwickelte, denen er ohne diesen Fehler nicht ausgesetzt gewesen wäre. —

Die glücklichste Familie weit und breit war wohl jetzt die auf dem Schlosse Seeburg, glücklich in der Liebe zu Gott, zu sich selbst und ihren Nebenmenschen. Der Graf und die Gräfin erreichten ein hohes Alter und starben wenige Tage nacheinander, als wollten sie, nachdem sie im

Leben so lange getrennt waren, sich jetzt im Tode nicht mehr trennen lassen.

So war denn ihr Leben vorübergegangen in Freuden und Leiden; ihr Sohn Heinrich trat getreulich in die Fußstapfen seiner tugendhaften Eltern und ward der Vater seiner Unterthanen, die ihn auch als solchen liebten. Auch seine Tage waren nicht frei von allen Erdenleiden, doch wenn ihm solche drohten, so sprach er: „Ich will hoffen und auf Gott vertrauen, denn früher oder später sendet er uns Erlösung von dem Uebel, das uns drückt; das einzige Uebel, das der Mensch selbst verhüten kann, ist die Sünde, und ihr will ich niemals Eingang in mein Herz gestatten!“

Wenn auch Dich, lieber Leser, Unglück trifft, so denke, was einst in alten Zeiten Graf Heinrich sprach, und vertraue Deinem Gott, halte Dich von Sünde rein, so wird er Dir helfen und Dir beistehen immerdar. —

Inhalt.

		Seite
Vorwort	. . . .	III
Erstes Kapitel.	Vor dem Abschiede	5
Zweites Kapitel.	In der Burg des Herzogs . .	20
Drittes Kapitel.	Das Unglück schreitet schnell . .	35
Viertes Kapitel.	Gott wacht über die Menschen . .	56
Fünftes Kapitel.	Am alten Steinkreuz . . .	64
Sechstes Kapitel.	Hilda's fernere Schicksale . .	72
Siebentes Kapitel.	Die Heimkehr des Markgrafen .	84
Achtes Kapitel.	Aufklärungen	92
Neuntes Kapitel.	Ein Besuch bei Herrn von Buchenheim	110
Zehntes Kapitel.	Hilda wieder im Schlosse Seeburg .	122
Eilftes Kapitel.	Im Kloster	131
Zwölftes Kapitel.	Wolken verhüllen den Himmel .	137
Dreizehntes Kapitel.	Das Verhör	145
Vierzehntes Kapitel.	Das Gottesurtheil . . .	156

Der literar. Handweiser Nr. 172 bespricht unsern Verlag wie folgend: Unter dem Sammelnamen **„Jugendbibliothek, Lohn des Fleißes, Erholungsstunden,“** hat der **„Volks- und Jugendschriften-Verlag“** von **G. Manz** in **Regensburg**, Erzählungen in einem **neuen Gewande** dem jugendlichen Lesepublikum vorgelegt, und wird wahrscheinlich noch weitere Serien folgen lassen 2c.

Die einzelnen **Erzählungen** nehmen sich in **ihrer neuen Ausstattung sehr freundlich** aus. Das Papier ist **schön**, der Druck **sauber** und **fehlerfrei.** Die einzelnen Bändchen sind in einem farbigen Carton. So werden dieselben sicherlich überall eine **günstige Aufnahme** finden!

Druck von G. J. Manz in Regensburg.